





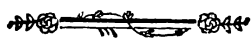


*Ernst Christ. Graf v. Manteuffel.*

D. J.



Ver such  
einer  
Lebensbeschreibung  
des  
Feldmarschalls Grafen  
von  
Seckendorf,  
meist  
aus ungedruckten Nachrichten  
bearbeitet.



Dritter Theil.

---

Ubi armis res geritur, pars potissima victoriae  
opus est militis; ubi vero justitia, totum  
decus eorum est, qui gerendis negotiis  
praesunt.

*Polyb. histor. l. V. c. 12.*

---

1794.

P. L. H. - B. H.



8303



Handwritten scribble

Handwritten scribble

Die  
Gesandtschaften  
des  
Grafen  
von  
Seckendorff.

---

Erster Theil.

---

1794.





Dem  
Hochwürdigsten Fürsten und Herrn,  
H e r r n  
F r a n z L u d w i g,  
B i s c h o f  
zu  
Bamberg und Würzburg,  
des  
Heil. Röm. Reichs Fürsten und Herzog  
zu Franken ꝛc.

e h r f u r c h t s v o l l  
gewidmet.



Hochwürdigster, des Heiligen  
Römischen Reichs Fürst  
und Herzog zu Franken,  
Gnädigster Fürst und Herr,

**E**w. Hochfürstlichen Gnaden, als einem gründlichgelehrten, staatskundigen, selbstsehenden Fürsten, die Biographie eines berühmten Staatsmannes zu Füßen zu legen — dieser Gedanke wird jedem, der Höchst- dieselben kennt und bewundert, sehr natürlich scheinen. Doch muß ich wegen der Kühnheit, womit ich unangefragt mich hiezu erdreiste, bey Ew. Hoch-

fürstlichen Gnaden mich gebührend entschuldigen. Zwey Beweggründe, ich bekenne es aufrichtig, leiteten mich hauptsächlich bey diesem Schritte. Nicht nur wollte ich meiner, sonst ziemlich unbedeutenden Arbeit dadurch eine Art von Bedeutung verschaffen, daß ich ihr einen so erhabenen Namen vorsetzte, sondern ich schlug auch diesen Weg — den einzigen, der  
mir

mir bey meiner Obscurität offen  
blieb, ein, um Ew. Hochfürst-  
lichen Gnaden den frey-  
willigen Zoll der gefühlvollsten  
Ehrfurcht darzubringen. Ew.  
Hochfürstliche Gnaden  
haben Sich sowohl in der still-  
len Ruhe des Friedens, als bey  
äußern und innern Stürmen,  
wie ein weiser und guter Regent,  
wie ein erleuchteter und frommer  
Prälat, wie ein patriotischer

deutscher Fürst, zu Höchst-  
dero unverwelklichem Ruhm  
und zum immerwährenden Dank  
und Segen vieler Tausende be-  
wiesen — und ich wollte einmal  
meiner Brust Luft machen, und  
Höchstdenenelben dieß vor  
der ganzen Welt sagen.

Wenn Ew. Hochfürst-  
liche Gnaden diesen Blät-  
tern etwa einen flüchtigen Ueber-  
blick

blick zu schenken geruhen, so werden Höchst dieselben Sich überzeugen, daß ich mich weder durch Purpur, noch durch Waffenrüstung blenden ließ, um nicht der Wahrheit in jedem Gewande zu huldigen. Desto mehr Glauben wird also die Behauptung verdienen, daß Ew. Hochfürstliche Gnaden unter die wenigen Großen der Erde zu zählen sind, denen ein ehrlicher

licher Mann sehr ausgezeichnetes  
Lob beylegen kann, ohne zu  
schmeicheln, und — ohne roth  
zu werden.

Ich ersterbe mit eben so un-  
geheuchelter, tiefster Verehrung

Ew. Hochfürstlichen  
Gnaden

unterthänigster  
der Verfasser.

Vors



---

## Vorerinnerung.

Die Aufnahme, womit das Publicum die kriegerischen Begebenheiten des Grafen von Seckendorff beehrt hat, übersteigt weit mein schüchternes Erwarten und meine Ansprüche. Sie vermehrt auf der einen Seite die Dreistigkeit, auf der andern aber auch die Besorgnis, mit der ich nun die Thaten erzähle, wodurch Seckendorff sich als Minister und Geschäftsmann einen Namen machte.

Mancherley Umstände haben diesmal nicht, wie bey den vorigen Theilen, die wörtliche Befolgung des horazischen „*nonum prematur in annum*“, gestattet. Sollte man also in diesen Bänden öfters Wohlklang



Klang des Ausdrucks, Ründung der  
 Perioden, Abwechslung der Gemäl-  
 de, Leben des Kolorits vermiffen —  
 folte man darin mehr Fleis als Kunst,  
 mehr Wahrheit als Schönheit, mehr  
 Belehrung als Unterhaltung finden:  
 fo fey es mir erlaubt, den einfihts-  
 vollen Ausfpruch (mit einigen wen-  
 igen Abänderungen) auch auf mich  
 anzuwenden, den ein unbestochener  
 Kunftrichter über ein, von dem mei-  
 nigen ganz verſchiedenes Werk ge-  
 than hat. „Welcher Gattung von  
 „Schriftftellern muß man billiger  
 „Weife eine gewisse Nachläffigkeit  
 „des Styls und Vortrags verzei-  
 „hen, als dem Litterator,“ (dem  
 Biographen), „der mit unfäglicher  
 „Mühe feine Materialien aus un-  
 „zähligen alten, meift fehr ſchlecht  
 „geſchriebenen Büchern,“ (aus un-  
 zähligen, größtentheils ſchlecht ſtyli-  
 firten



stirten Handschriften) „zusammen  
„tragen, und so einen Stein nach  
„dem andern zu seinem Gebäude her-  
„beyführen muß? Da vergeht am  
„Ende auch wohl dem Manne von  
„eiserner Geduld die Lust, vielleicht  
„auch die Kraft, auf Schönheit und  
„Zierrathen, auf Seilen und Poli-  
„ren zu denken. „\*)

Um sowohl Mikrologie, als zu  
große Weitläufigkeit zu vermeiden,  
mußte ich verschiedene Dinge mit  
Stillschweigen übergehen, oder nur  
kurz berühren, die meinem Helden oft  
sehr viel zu schaffen machten. Von  
andern sprach ich wenig, oder nichts,  
weil meine Nachrichten zu lückenvoll  
waren. Dessen ungeachtet glaube ich,  
ohne

\*) Allg. Deutsche Biblioth. in der Res-  
ension von Flögel's Geschichte der Hof-  
narren. B. XCVII. S. 141. 142.



ohne Ruhmredigkeit behaupten zu dürfen, daß diese Blätter die neuere Geschichte mit mehrern, vorher unbekanntem Thatfachen bereichert, manche entstellte Begebenheit richtiger gezeichnet haben. Hoffentlich wird man mir auch das Zeugnis geben, daß ich in meiner ersten Vorrede nicht zu viel gesagt habe, wenn ich den Wirkungskreis meines Helden für einen der ausgebreitetsten, sein Leben für eines der geschäftvollsten ausgab. Wenigstens kam ich nie in die Verlegenheit, wie die Verfertiger der Landkarten von Africa, die, aus Mangel von Städten, Elephanten hinmalen.\*)

---

\*) „—Geographers in Afric maps  
 „With savage pictures fill their gaps,  
 „And o'er unhabitable downs  
 „Place elephants for want of towns. „

*Swift's poetical Works, Bell's  
 edit. Vol. III. p. 121.*



## Erster Abschnitt.

Verträge Oesterreich's mit Preußen  
und ihre Folgen.

1726 — 1737.

---

Mit Recht erweckte das unerwartete Bündnis, welches Karl der Sechste mit dem spanischen Hofe zu Wien (30sten April 1725) abschloß, nebst dem übrigen Betragen, das der kaiserliche Hof seit einiger Zeit beobachtete, bey verschiedenen Mächten, und besonders bey den Protestanten in Deutschland, Aufsehen, Unzufriedenheit, Mißtrauen, Besorgnisse. Mit Recht dachten sie darauf, sich ihrer Seits ebenfalls durch Tractaten zu verwahren. Dieß gab Anlaß zur hannöverischen Allianz (3ten Sept. 1725), kraft der Frankreich, Preußen und die zwey Seemächte

II

sich,



sich die Behauptung der Ruhe in Europa und wechselseitigen gewafneten Schutz für ihre Staaten und ihren Handel versprochen. Der Kayser war zwar so glücklich, dieser Koalition bald eine mächtige Bundsgenossin entgegenstellen zu können, indem Katharina die Erste dem wiener Bunde unter sehr merkwürdigen Behingnissen beytrat (6ten Aug. 1726); doch hielt er sich dadurch noch nicht genug gesichert. Es war ihm um so mehr darum zu thun, den König von Preußen von dem hannoverschen Bündnisse ab, und auf seine Seite zu ziehen, da dieser Fürst von Frankreich und England nachdrücklich zu einem Einbruch in Schlesien aufgemuntert wurde. Jenem Wunsche des Kayser's kam die Art, wie diese zwey Mächte Preußen behandelten, sehr zu statten. Sie ließen den König sowohl wegen der jülichischen Erbfolge, woran ihm sehr viel gelegen war, als wegen ihrer Mitwirkung bey einem Angrif gegen Oesterreich in der Ungewißheit. Dies  
ses



Seß geheimnisvolle Wesen mißfiel ihm und erregte bey ihm Kaltsinn und Zurückhaltung gegen seine neuen Allirten. Man merkte in Wien etwas von dieser Stimmung des Königs und von seiner Unschlüssigkeit, loszubrechen, und war klug genug, den Moment nicht ungenützt vorüber gehen zu lassen \*). Der Graf von Rabutin hielt sich schon über ein Jahr in Berlin auf, um die durch verschiedene Veranlassungen (die Parteilichkeit des Kaisers für die Katholiken, seinen Ausspruch in der tecklenbergischen Sache u. s. w.) ziemlich abgekühlte Freundschaft zu erwärmen. Aber diese Sendung hatte nicht die gehoffte Wirkung. Rabutin wurde daher nach Petersburg und an seine Stelle der Graf von Seckendorff, der sich vor wenigen Jahren in Sicilien

A 2

als

\*) Vgl. Buchholz Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg B. V. S. 88. 90 — 93. Schirach's Biographie Karls des Sechsten S. 318. 320.



als einen geschickten und thätigen Negotiator gezeigt hatte, an den preussischen Hof geschickt \*). Die Wahl des neuen Gesandten wurde auch noch durch die lange Bekanntschaft gerechtfertigt, die er mit dem preussischen Monarchen unterhielt, und durch die Achtung und Liebe, die dieser für ihn hatte. Der König, der ihn in den fländerischen Feld-

\*) In dem Beglaubigungsschreiben, das vom 24sten Jul. 1726 datirt ist, heißt es: „Es falle dem Kayser am preussischen Hof ein wichtiges Geschäft vor, zu dessen Abhandlung er ihn ausgesehen,“: und in seinem militärischen Lebenslauf drückt sich Seckendorff auf folgende Art aus: „Bekanntermaßen hatte sich der König in Preußen zu der Hannoverischen Allianz verleiten lassen. Er zeigte Neigung, wieder davon abzugehen, und die vorige Kayserliche allerhöchste Freundschaft zu erneuern. Man fertigte den Grafen von Rabutin nach Berlin ab; weil aber das Jahr darauf seine Gegenswart





Selbzügen und bey der Belagerung von Stralsund hatte kennen lernen, wechselte seitdem die vertrautesten Briefe mit ihm. Er hielt außerordentlich viel auf ihn, und war ihm mit einer Zärtlichkeit zugethan, die nicht so sehr wegen des Abstands der Geburt, als wegen der Verschiedenheit der Neigungen und Sitten zu bewundern war.

U 3

Doch

„wart in Petersburg nöthiger, so truge  
„man mir diese beschwehrliche Gesandts  
„schaft auf, bey welcher ich nicht ohne  
„Kosten, vieler Arbeit und Mühe, biß  
„anno 1734 in Person gestanden, nach  
„mals aber biß anno 1737 durch meis  
„nen Neveu, den dermaligen Kayserli  
„chen Geheimenrath Baron von Secken  
„dorff, besorgen lassen. Die Ihre  
„Kayserlich Königlich Apostolischen  
„Majestät Castenvoll allerunterthänigst  
„überschickte Brieffschaften werden mich  
„sattsam legitimiren, daß ich nach allen  
„Kräften, bey dieser langwübrigen Ge  
„sandschaft das Kayserliche allerhöchste  
„Interesse befördert.“



1726. Doch ehe ich mich auf Seckensdorff's Verrichtungen in Berlin näher einlasse, halte ich es, zu meiner und des Lesers Erleichterung, für nöthig, daß ich die Lage, in welcher dieser Minister jenen Hof antraf, und die Personen, mit welchen er zu thun hatte, wenigstens in so ferne schildere, als ihre Denkart auf die Negotiationen Einfluß hatte. König Friedrich Wilhelm der Erste war ein Fürst, dem es weder an Verstand, noch an Kenntnissen fehlte; allein er bediente sich derselben nicht, um methodisch zu denken: dieß hielt er unter der Würde eines grossen Geistes. Er wollte ohne System, ohne Grundsätze, ohne Rathgeber seinen Weg wandeln. Holte er auch manchmal das Gutachten seiner Minister ein, so wurde dieses nur in so weit befolgt, als es mit den Launen, oder den Lieblingsleidenschaften des Königs übereinstimmte. Diese Leidenschaften lassen sich hauptsächlich unter folgende vier Rubriken bringen: persönl.



sönlicher Haß oder Zuneigung gegen 1726.  
einen oder den andern seiner Nachbarn; unbegrenzte Begierde, Schätze aufzuhäufen und zu bewahren; Sorge für seine Truppen und für ihre Erhaltung in unvermindertem Zustand; unersättliches — ich darf wohl sagen, rasendes Verlangen, Soldaten von riesenmäßigem Wuchs unter seine Armee, vorzüglich aber unter sein Leibgrenadierregiment, \*) zu bekommen. Diese viererley Neigungen leiteten ihn in den wichtigsten, wie in den geringfügigsten Dingen. Wenn irgend etwas einer dieser Launen schmeichelte, so wurde es mit Beyfall aufgenommen und gebilligt, sollte es auch dem wahren Nutzen und Ruhm des Königs gerade entgegen laufen; that es hingegen jenen

U 4            Gegen

\*) Von diesem berühmten Korps findet man einiges interessante in Saksman's Leben und Thaten des Königs von Preußen Friederici Wilhelmi, Th. I. S. 723 — 730.



1725. Gegenständen seiner Liebe Abbruch, so mochte es an sich noch so nützlich und noch so billig seyn, es wurde, ohne nähere Untersuchung, sogleich verworfen. Außerdem war der König schnell aufbrausend und so grob, als die Speisen, die er genoß. Er besaß aber dabey ein ehrliches Herz und seine Beständigkeit in der Freundschaft, nebst der gewissenhaften Bewahrung vertrauter Geheimnisse, war so groß, als man sie von einem Privatmann nur hätte erwarten dürfen \*). Ich darf nicht vergessen, der Vergnügungen der Tafel zu erwähnen, denen Friedrich Wilhelm, ohne Leckerhaft zu seyn, ungemein ergeben war, so wie des weltberühmten Tobacksfolle:

\*) Vgl. Pöllnitz Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, T. II. p. 378 — 382, welcher Schriftsteller freylich hierin, so wie in vielen andern Stücken, manchmal anders sieht, als ich.

Kollegiums, \*) das diesen König den 1726.  
 Rauchern auf die spätesten Zeiten be-  
 liebt machen wird, in welchem, bey  
 einem Glas Ducksteiner Bier, in der  
 damals für die grossen Herren so un-  
 entbehrlichen Gesellschaft von einem  
 halben Duzend Lustigmacher, \*\*) die  
 bedeutendsten Welthändler abgethan wur-  
 den \*\*\*). Wie verschieden waren nicht

U 5 diese

\*) Artige Nachrichten von dieser täglichen  
 Lustbarkeit stehen in Morgenstern über  
 Friedrich Wilhelm I. S. 186 — 190.  
 s. auch Fasmann a. a. D. S. 879. 880.

\*\*) Wer mehr von diesen wichtigen Män-  
 nern wissen will, findet es in Morgen-  
 stern a. a. D. S. 168 — 174. Pölln.  
 a. a. D. p. 309 — 311.

\*\*\*) Seckendorff, der ein abgesagter Feind  
 vom Tobackrauchen war, wußte sich auch  
 in diesem Stück nach dem König zu  
 richten, daß er diesen Tabagien, so wie  
 der alte Fürst von Anhalt, mit einer  
 leeren Pfeife im Munde beywohnte,  
 und dabey von Zeit zu Zeit die Lippen  
 bewegte, als wenn er rauchte.



1726. diese Gelage von den vertrauten Maa-  
len des damaligen Kronprinzen, wo,  
im fröhlichen Kreise der schönen Geister  
Italien's und Frankreich's, mit atti-  
schem Wiß den Musen und Grazien  
geopfert wurde!

Die Königin war, ohne viel Ver-  
stand zu haben, ungemein verschlagen  
und ränkevoll. Die Absicht, in der  
Seckendorff nach Berlin kam, um ih-  
ren Gemahl von dem Bund mit ihrem  
Bruder, dem König von England, ab-  
zuziehen, machte ihn zum Stein des  
Anstosses in ihren Augen, und bestimmte  
sie, ihm während der ganzen Zeit sei-  
nes Aufenthalts mit allen Kräften ent-  
gegen zu streben.

Der Kronprinz; Friedrich hatte  
alles was kayslerlich hieß, also auch den  
Grafen von Seckendorff. Dieser Haß  
wurde durch seine Frau Mutter und  
durch den Fürsten von Dessau, dessen  
Gemälde ich bereits an einem andern  
Ort



Ort geliefert habe, \*) noch mehr an- 1726.  
gefacht. Doch kamen in der Folge  
auch andere Gründe dazu, die seiner  
Abneigung neuen Stoff gaben.

So wenig sich der König durch  
seine Minister lenken ließ, so sehr  
konnte man ihm bisweilen durch seine  
Günstlinge, die nicht das Ansehen  
von Rathgebern hatten, beykommen.  
Er hatte deren mehrere, worunter  
ich nur die Generale von Boden-  
bruck und von Schulenburg, und die  
Obersten von Derschau und Grafen  
von Truchseeß nennen will. Keiner  
aber war für Seckendorff's Absichten  
schicklicher, als der General Friedrich  
Wilhelm von Grumbkow. Dieser  
Mann, sein alter Bekannter und gu-  
ter Freund, war zugleich Präsident  
vom Generaldirectorium. Er machte  
die Gegenpartey gegen den Fürsten  
von Anhalt und seine Anhänger. Sein  
Ver-

\*) Man kann damit das vergleichen, was  
Pölnitz von ihm sagt a. a. O. p. 14. 15.



1726. Verstand war zwar nicht außerordentlich, noch seine Einsichten sehr tief; allein er hatte, durch lange Erfahrung und Umgang mit den Großen, die Kunst vollkommen inne, mit ihnen, besonders mit seinem Herrn, umzugehen, und es überhaupt in der Wetterlehre der Höfe sehr weit gebracht. Er war wegen des in jenen Zeiten, wo man an Höfen die Menschen nach Eimern zu aichen pflegte, so schätzbaren Talents berühmt, eine außerordentliche Menge starken Getränks zu sich nehmen zu können, und wurde deswegen von seinen Freunden gewöhnlich Biberius genannt. Durch seinen Witz und muntere Einfälle wußte er oft die verdrüßlichste und schwerste Sache eher zu beendigen, als es ein anderer mit der gründlichsten Wohlredenheit nicht zu thun im Stande gewesen wäre. Doch war er etwas unzuverlässig wegen seines Wankelmuths und seiner Furchtsamkeit \*).

Hey

\*) Der Freyherr von Pöllnig stellt (a. a. O. p. 11. 12.) ein ziemlich treffendes Gemälde





Bei der Denkart des Königs war <sup>1726.</sup>  
von seinem Ministerium wenig zu  
hoffen, oder zu fürchten. Es bestund  
aus den Herren von Cnyphausen und  
von Ilgen, und dem General Adrian  
Bernhard von Bork. Die beyden er-  
sten, welche besonders gut englisch ge-  
sinnt waren, machten bald durch den  
Tod den Herren von Podewils und  
von Thulemeyer Platz, wovon der  
letztere eben so sehr auf Englands und  
folglich auf der Königin Seite war,  
als seine Vorgänger.

Unter diesen Aussichten betrat <sup>13 Aug.</sup> Se:  
Kendörff die dornichte Bahn als Kay:  
serlis

Gemälde von diesem Staatsmann auf.  
Doch muß man, um das, was dieser  
wichtige Schriftsteller hier und an an-  
dern Stellen, wie z. B. p. 38 — 42.  
9 — 105. 142 — 144. 179 — 181. 351 —  
353. von Grumbkow sagt, gehörig zu  
würdigen, den Umstand nicht vergessen,  
daß beyde geschworne Feinde waren.



1726. serlicher Gesandter in Berlin \*). Er studirte mühsam des Königs Schwächen, schmeichelte geschickt seinen Neigungen, bog sich gefällig nach seinen Launen und richtete sich nachgiebig in seine Sitten. Dadurch aber machte er sich am beliebtesten, daß er seinen Hang zu grossen Soldaten zu befriedigen suchte, und ihm zu dem schon längst gewünscht.

\*) Vgl. *Pöln. a. a. O.* p. 157—164. wie auch den Berliner Historisch Genealogischen Kalender auf das Jahr 1793. S. 110. fgg., welches ohnehin nur eine abgekürzte, beynähe wörtliche Verdeutschung von Pölnitz ist. Wenn ich das Polemifiren liebte, so wäre hier Stoff genug dazu. Aber vernünftige Leser werden durch Vergleichung dessen, was ich aus wahren Urkunden erzähle, mit dem, was dieser Verfasser, der ausser einem tödlichen Haß gegen Seckendorff ein schwaches Gedächtniß hatte, das er mit starken Worten ersetzen wollte, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden wissen.



gewünschten Besitz von Jülich und Berg Hoffnung machte. Er nährte das Mißtrauen des Königs gegen die hannöverschen Alliirten, und strich ihm dagegen die Vortheile, die dem Haus Brandenburg durch eine Verbindung mit Oesterreich zuwachsen müßten, auf alle ersinnliche Art heraus. Dieses kluge Benehmen setzte ihn in wenigen Wochen in den Stand, das Interesse seines Hofes auf eine ausgezeichnete Art zu befördern, indem er den König dahin brachte, den Tractat von Wusterhausen zu schliessen. Dieser Vertrag, dessen Daseyn sogar von einigen bezweifelt worden ist, \*) ist nie ganz zum

\*) Kein Wunder ist's, wenn viele an demselben irre wurden, weil ihn der wiesner Hof aus Schaam und bösem Gewissen beständig für eine Fabel ausgab, welches um so leichter begreiflich wird, wenn es wahr ist, daß der Kaiser kurz vorher dem Hause Sulzbach die jülichische Erbschaft zugesagt hat.



1726. zum Vorschein gekommen. Besonders sind die geheimen Artikel, welche, wie es meist Sitte ist, die Hauptsache enthalten, bis auf den, welcher die jülichische Eventualcession betrifft, in dem Staub der Archive vergraben geblieben. Der neue Tractat enthielt die wechselseitige Gewährleistung der Besitzungen des österreichischen und brandenburgischen Hauses, besonders aber von Seiten Preußen's die Garantie der pragmatischen Sanction. Dagegen versprach der wiener Hof, alle Bemühung anzuwenden, damit wegen der Erbfolge von Jülich und Berg jede Schwierigkeit gehoben werde, und der König, durch Verzichtleistung der damaligen Prätendenten, nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz allein Besitzer beider Länder bleibe. Oesterreich verbürgte sich, die Pfalzgrafen von Sulzbach innerhalb sechs Monaten dazu zu bringen, daß sie an Brandenburg das Herzogthum Berg nebst der Grafschaft Ravenstein wirklich abträten, oder, in  
 dessen



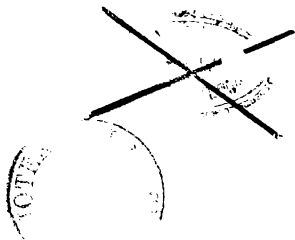
1726

dessen Ermanglung, dem König ein Stück von gleicher Beträchtlichkeit von den kaiserlichen Erblanden in Deutschland einzuräumen. Auf diesen Fall war auch die Ratification des Tractats beschränkt, widrigenfalls aber sollte solcher von keiner Verbindlichkeit seyn und so angesehen werden, als ob er nie geschlossen worden. Ferner wurde dem König von Preußen die Kommission gegen den Herzog Karl Leopold von Mecklenburg, welche seit 1717 die beyden braunschweigischen Häuser hatten, zugesagt: ein Punct, der für Friedrich Wilhelm viel anziehendes hatte, weil ein solcher Auftrag ihm Geld, grosse Leute und gute Quartiere für einen Theil seiner Truppen verschaffen konnte \*). Ausserdem setzte man die gegen

\*) Es scheint ohnehin, daß eine Anzahl grosser Soldaten bey diesem Vertrag einbedungen war: denn der kaiserliche Major von Helledorf bekam im November von Seckendorff den Auftrag,

B

zwan





1726. gegenseitigen Hilfsleistungen im Fall eines Angriffs, und namentlich die von Preußen zu stellenden Völker, auf zehntausend Mann fest, wobey auch ausgemacht wurde, wie es alsdann mit dem Contingent zu halten sey \*).

Der wichtigste Punct des wusterhauser Vertrags, der nicht nur den König zu dessen Schliessung angelockt hatte, sondern auch bey den andern Mächten das meiste Aufsehen machte, war unstreitig die Eventualcession von Berg.

zwanzig dieser Maschinen für das erste Glied unter des Königs Leibkompagnie, und zwölf andere zu Flügelmännern unter andere Regimenter, in Ungarn zu werben.

\*) Vgl. *Rouffet* recueil historique d'actes, negotiations etc. T. III. p. 186 — 192. *Du Mont* corps diplomatique T. VIII. P. II. p. 139, 140. Buchholz a. a. O. S. 90 — 94. *Häberlin's* politische Geschichte des XVIIIten Jahrhunderts Th.



Berg. Vergeblich hatte Jgen alles 1726.  
hervorgesucht, um seinen Herrn in der  
hannöverschen Allianz zu erhalten;  
vergeblich hatte er ihm gerathen, sich  
nicht zu übereilen, und vorher abzu-  
warten, bis der kaiserliche Hof die  
bey jener Abtretung interessirten Für-  
sten sondirt hätte, und dann<sup>r</sup> zuverläs-  
sige Versicherung deshalb geben könnte.  
Seckendorff und sein Anhang in Ber-  
lin, worunter Grumbkow der thätigste  
und beredteste war, wußten dem Kö-  
nig die Besitzergreifung dieser Herzog-  
thümer so leicht und so reizend vorzu-  
malen,

Th. I. S. 446. 447. Adelong's pragmas-  
tische Staatsgeschichte Europens, Band  
I. Buch 1. S. 53; Schmauß'ens Ein-  
leit. zu der Staats-Wissenschaft Th. I.  
S. 539—542. Dohm über den deut-  
schen Fürstenbund S. 75. 76. 78. Mé-  
moires pour servir à l'histoire de Bran-  
debourg T. II. p. 137. *La Lande* hi-  
stoire de l'Empereur Charles VI. T. IV.  
p. 183. Morgenstern a. a. O. S. 102.



malen, daß er der englisch gesinnten Partey das Schweigen auferlegte \*).

2727. Es kam dem Grafen von Seckendorff, um seinen und seines Hofes Kredit zu erhalten, alles darauf an, daß das dem König wegen Jülich und Berg gethane Versprechen in Erfüllung gieng. Wenn aber auf der einen Seite der kaiserliche Hof sich alle ersinnliche Mühe gab, die sulzbachische Linie zur Eventualcession zu überreden, so setzten auf der andern die hannoversischen Alliirten alles in Bewegung, um theils das pfälzische Haus gegen jede Vorschläge des Kaisers taub, theils

\*) Der Königin war der neue Tractat auch besonders deswegen ein Dorn im Auge, weil er ihr Vorhaben, den Prinzen Friedrich von Hannover mit ihrer ältesten Tochter zu vermählen, vereitelte. Eben so ärgerlich war er dem Kronprinzen, und Seckendorff mußte schon damals manche Stichelreden von diesem jungen Herrn darüber anhören.





theils dem König von Preußen glau:  
ben zu machen, daß ihn Seckendorff.  
hintergangen habe. Sie hatten da:  
ben die doppelte Absicht, den König  
wieder in ihr Bündnis zu ziehen und  
ihm für die Zukunft die Erwerbung  
von Jülich und Berg unmöglich zu ma-  
chen, welches besonders die Holländer,  
wegen der Nachbarschaft, lieber noch  
ferner in den Händen des mindermäch-  
tigen Hauses Pfalz gesehen hätten.

Die Republik der vereinigten Nie-  
derlande schickte den General Freyherrn  
von Keppel nach Berlin, mit dem Auf-  
trag, sein möglichstes zu thun, um hin-  
ter das Geheimnis des Tractats von  
Wusterhausen zu kommen, und Preus-  
sen wieder für die Allirten von Han-  
nover zu gewinnen. Er sollte mit  
Seckendorff höflich umgehen, ohne ver-  
traut zu thun, um sich bey dem engli-  
schen und französischen Gesandten (Du  
Bourgay und Grafen von Rotenburg),  
mit denen er gemeinschaftlich handeln  
B 3 mußte,



1727. mußte, nicht verdächtig zu machen. Hauptfächlich hatte er Befehl, dem König den ihm von Seckendorff beygebrachten Argwohn zu benehmen, als ob ihm Holland die jülichische Succession mißgönnte, weil es sie im hannoversischen Tractat nicht garantirt hätte; doch durfte er sich in keine besondern Versprechungen wegen einer Garantie einlassen. Freylich kontrastirte die Instruction des Barons von Isselmuyden, der fast zu gleicher Zeit an den mannyischen, kölnischen, trierischen, bayerischen, pfälzischen, wirttembergischen, kasselschen und darmstädtischen Hof als holländischer Gesandter gieng, ziemlich mit Keppel's freundschaftlichen Versicherungen \*). Auch mochte der König

\*) Denn dort heißt es im 24sten Punct:  
 „N'étant pas à douter, que les Ministres de cette Cour (la Cour Palatine)  
 „s'informeroient de lui (le Baron d'Isselmuyden) — — des intentions de  
 „l'Etat, en regard de l'affaire de la  
 „cession



König Wind davon haben: wenigstens 1747.  
kam ihm Isfelmunden's Abschiedung  
sehr zweydeutig vor.

Dieses Mißtrauen Friedrich Wil-  
helms benutzte Seckendorff. Er schob  
alle Schuld, daß die Hauptbedingnisse  
seines Vertrags so lange nicht erfüllt  
wurden, auf die Rabalen der hannöve-

B 4 rischen

„cession eventuelle des Etats du bas-  
„Rhin, appartenant à l'Electeur leur  
„maitre, pour la quelle S. M. Imp,  
„s'interesse si chaudement en faveur de  
„S. M. Prussienne, il leur pourra bien  
„témoigner en son particulier en toute  
„confiance, — — qu'il seroit agréable  
„à ses Maitres, si les dits pays puissent  
„rester dans la maison Palatine, et com-  
„me cela dépendoit uniquement d'icelle,  
„l'Etat s'attendoit aussi de la haute  
„prudence de S. A. S. E., qu'Elle  
„prendra à coeur ses veritables in-  
„terêts et ceux de Sa Serenissime mai-  
„son, dans une affaire de cette im-  
„portance. — —



1727. rischen Bundsgenossen. Es gelang ihm, nachdem die bestimmten sechs Monate vorüber waren, einen zweiten Termin vom König zu erhalten. Dieser hätte solchen auch vermuthlich ziemlich ruhig abgewartet, wenn nicht auf einmal die, ohne seine Beziehung unterzeichneten pariser Präliminarartikel (31sten May 1727); worin der Kayser sich wegen der ostendischen Kompagnie mit den hannöverischen Allirten verglich, und die übrigen Irrungen auf einen Kongreß verwiesen wurden, sein Gemüth anders gestimmt hätten. Er war um so aufgebracht darüber, daß man jene Unterhandlung bis zum Schluß vor ihm verheimlicht hatte, da ihm durch diese, ohne ihn geschehene Ausöhnung - die Hoffnung vereitelt wurde, sich in den Welthändeln gewissermaßen unentbehrlich zu machen. Die von Seckendorff vorgebrachte Entschuldigung, daß die Eilsfertigkeit Frankreich's und dessen bringendes Begehren einer Finalantwort diese Unterlassung verursacht



ursacht hätte, konnte diesen Minister <sup>1727.</sup>  
nicht vor der Kälte schützen, die ihm  
der König lange Zeit fühlen ließ.  
Zwar beruhigte sich Friedrich Wilhelm  
wieder in etwas, als der Kayser sei-  
nem Gesandten in Wien versichern ließ, <sup>Anf.  
Jun.</sup>  
daß jene Unterzeichnung nicht im min-  
desten der Zusage wegen der bewußten  
Eventualcession Abbruch thun sollte.  
Doch gab er den neuen Vorschlägen  
des Grafen von Wurmbrand, der <sup>Mitte  
Jun. bis  
Mitte  
Jul.</sup>  
damals am preussischen Hof erschien,  
und dem König Hoffnung machte, der  
Kayser würde seine Ansprüche auf Jü-  
lich und Berg im Weg Rechtens aus-  
machen, nicht viel Gehör: denn er zog  
eine schnelle Besitznehmung den pro-  
jektivischen Weitläufigkeiten vor.

Von Seiten des Hauses Sulzbach  
war der Geheimerath Cramer von <sup>April</sup>  
Clauspruch, auf Veranlassung des  
Kayser's, nach Berlin gekommen, um  
ebenfalls über diese Sache Unterhand-  
lungen zu pflegen, welche aber schlech-



1727. ten Fortgang hatten, so daß Cramer  
Decemb. unverrichteter Dinge wieder heim gieng.

Die Abneigung, die das pfälzische Haus zeigte, die Anerbietungen des Kayfers sich gefallen zu lassen, versetzte wirklich diesen Monarchen und seinen Gesandten in die äufferste Verlegenheit. Dadurch kam auch der wusterhauser Tractat nie zur Erfüllung. Es war aber immer soviel für Oesterreich gewonnen, daß der Bund von Hannover geschwächt und unschädlich gemacht war. Jedermann wunderte sich, daß Friedrich Wilhelm, ungeachtet der langen Nichterfüllung seiner Lieblingsbedingnisse, nicht wieder auf die Seite seiner vormaligen Verbündeten trat. Aber diese Standhaftigkeit für den kaiserlichen Hof rührte hauptsächlich daher, daß ihm diejenigen unter seinen Ministern, welche gut österreichisch gesinnt waren, glauben machten, dieser Hof könne seine Allianz nicht entbehren, um die Kayserkrone bey dem Erzhaus zu erhalten, und würde daher gewiß alles aufbieten,



bieten, um sein Versprechen gegen den 1727.  
König zu halten. Dazu kam noch, daß  
ihn die hannöverschen Alliirten, denen  
er geschrieben hatte, daß sie nichts  
wegen seiner Negotiation mit dem  
Kaiser zu fürchten hätten, \*) seiner  
Meinung nach vernachlässigten. Er  
rechnete darunter nicht nur die Schlies-  
sung der Präliminarien, so wie die  
Abreise des Grafen von Rotenburg und  
des Baron Keppel's, sondern auch die  
ihm von Seckendorff gegebene Nach-  
richt, daß Frankreich den Pabst anstif-  
tete, sich, unter dem Vorwand der Re-  
ligion, dem Cessionsproject zu wider-  
setzen.

Seckendorff wußte sich bald wie-  
der sehr in seine Gunst einzuschmeicheln,  
unter andern auch dadurch, daß er ihn  
förmlich einlud, den Friedenskongreß August.  
mit einem Bevollmächtigten zu beschi-  
cken. Er brachte es dahin, daß der  
König

\*) *La Lande a. a. D. p. 183.*



1727. König unmittelbar die Geschäfte mit ihm betrieb, wodurch es den Laurern fast unmöglich wurde, hinter das wahre Geheimniß zu kommen. Seckendorff
1708. schloß eine neue Konvention, deren eigentlichen Inhalt ich nicht anzugeben weiß, die aber vermuthlich wieder Bezug auf die jülichische Erbschaft hatte, und weswegen er auf einige Monate nach Wien gieng, um des Kaisers Genehmigung einzuholen. Damals machte er auch einen Kontract mit Preußen auf tausend Last Salz, die jährlich für einen festgesetzten Preis aus den königlichen Siedereyen nach Schlesien sollten abgegeben werden: ferner einen Tractat wegen des Transitzolls durch die preußischen Länder. Aber wegen dieser beyden Gegenstände allein glaube ich nicht, daß 'Seckendorff nöthig gehabt hätte, in einem so kritischen Zeitpunkt seinen Posten zu verlassen. Auch benutzten die Gesandten der hannöversischen Allirten nebst dem Staatsminister Ilgen diese Abwe-





Abwesenheit so gut, daß sie den König <sup>1727.</sup>  
beynahe wieder auf eine andere Seite  
gelenkt hätten. Denn er sieng ernst-  
lich zu glauben an, er werde vom Kay-  
ser, der ihm Jülich und Berg nicht  
schaffen könne, und dessen Plan die  
Unterdrückung der protestantischen Für-  
sten sey, hinter's Licht geführt.

Daß wichtige Sachen in jener Kon- <sup>1728.</sup>  
vention ausgemacht waren, ist auch  
daraus zu schließen, daß die General-  
staaten die äußerste Mühe anwandten,  
um hinter das Geheimnis zu kommen.  
Denn Keppel mußte abermals nach <sup>März.</sup>  
Berlin gehen. Der Vorwand war,  
den König zur Unterzeichnung der hol-  
ländischen Accessionsacte zur hanuöveri-  
schen Allianz zu bereden, und über die  
Erschwerung des holländischen Han-  
dels in den preußischen Landen, so wie  
über die neuen Kommerztractaten, zu  
klagen. Aber die eigentliche Absicht  
war, zu erfahren, was Seckendorff  
neuerdings abgeschlossen habe. Doch  
ist's



1728. ist's auch möglich, daß die Konvention nicht vom Kayser ratificirt wurde, oder auch nur der Vorläufer von dem wichtigen geheimen Tractat war, den 23 Dec. Seckendorff zu Stande brachte \*). Es lag nehmlich, bey der standhaften Widersehung, die man pfälzischer Seits gegen die Eventualcession zeigte, die Unmöglichkeit am Tage, solche ins Werk zu setzen. Folglich mußte auf einen andern Ausweg gedacht werden, um den König von Preußen zufrieden zu stellen, und gewiß gereicht es Seckendorff's Geschicklichkeit sehr zur Ehre, daß ihm dieß gelang. Es versprachen sich, kraft dieses neuen Bundes, Oesterreich und Brandenburg, in und auffer dem Reich für Einen Mann zu stehen, und über die russischen und polni-

\*) Diese wichtige Negotiation wurde ihm vermuthlich durch den Tod des Herrn von Ilgen erleichtert, den persönlicher Haß und politische Rücksichten ihm überall in den Weg gestellt hatte.



polnischen Sachen sich vertraulich mit, 1728.  
einander zu verstehen. Es wurden die  
von Preußen auf den Fall, daß Oester-  
reich angefallen würde, zu stellenden  
zehntausend Mann abermals stipulirt,  
und, wie und wo sie zu dienen hätten,  
näher bestimmt, wobey aber noch be-  
sonders ausgemacht wurde, daß, wenn  
ein Reichskrieg ausbräche, Preußen  
noch überdieß seine Reichs- und Kreis-  
prästanten zu geben hätte. Der Kö-  
nig übernahm die Gewährung der prag-  
matischen Sanction gegen die Abtre-  
tung der, dem Kayser und seinem Erz-  
haus auf Berg und Ravenstein zustehenden Rechte, und gegen die Zusiche-  
rung, daß der Kayser dem König, auf  
den Fall der Erlöschung des neubur-  
gischen Mannsstamms, den Besitz die-  
ser zwey Länder, mit immerwährendem  
Ausschluß der sülzbachischen Linie, ver-  
schaffen und ihn darin kräftigst schützen  
wolle \*). Hingegen wurde darin für  
das

\*) Vgl. Dohm a. a. O. S. 76—78.



1728. das Haus Sulzbach das Herzogthum Jülich in so weit bestimmt, daß, wofern dieses Haus mit der an Preußen geschehenen Cession von Berg nicht wollte zufrieden seyn, dem Kayser seine Ansprüche auf Jülich unangetastet vorbehalten bleiben und Friedrich Wilhelm gehalten seyn solle, solche dem Haus Oesterreich ebenfalls und in gleichem Maasse zu garantiren, als der Kayser in Ansehung Berg gethan hatte:

1729. Nun war auf einmal die Freundschaft und das gute Vernehmen zwischen dem Kayser und dem König von Preußen mehr als je befestigt, und alle Bemühungen der Widriggesinnten vereitelt \*). So gut war zu jener Zeit

\*) Ich bin nicht genug im Stande, zu entscheiden, in wie ferne das damalige Vorgeben einiger Feinde Seckendorff's gegründet war, oder nicht. Sie behaupteten, er habe mit Fleiß den König



Zeit Friedrich Wilhelm österreichisch 1729.  
gesinnt, daß er sich viele Mühe gab,  
den König von Polen ebenfalls mit  
dem Kaiser näher zu vereinigen und  
eine Allianz in Norden zu Stande zu  
bringen. Er schickte deswegen nicht  
nur den General Grumbkow nach Dres- Jan.  
den, sondern munterte auch seinen kö. 2 April.  
niglichen Nachbar und Freund in ei-  
nem eigenen Schreiben auf, einen  
Bundesvertrag mit dem Kaiser ein-  
zugehen. Er eröffnete ihm dabey,  
„er sey fest entschlossen, ebenfalls  
mit Seiner kaiserlichen Majestät den  
Tractat von 1686 und 1700 zu er-  
neuern, um die Ruhe im Reiche zu  
erhalten, und Auswärtige zu verhin-  
dern, sich darein zu mischen.“ Aus  
die,

nig zu einer, von der vorigen ganz ver-  
schiedenen Lebensart verleitet und suche  
ihn darin zu erhalten, um ihn vom  
kaltblütigen Nachdenken über die Zeits-  
läufe abzuziehen. Vgl. Pöln. a. a. O.  
P. 170.



1729. dieser so bestimmten Aeußerung schliesse ich, daß dieses damals müsse geschehen seyn \*).

Die mecklenburgischen Sündel machten um selbige Zeit dem Kayser mehr, als jemals zu schaffen. Der Kayser hatte nicht nur, versprochenemassen,

\*) Als ein stattlicher Beweis der Zufriedenheit des Kayfers mit Seckendorff's Verrichtungen ist der Titel eines kayserslichen Geheimenraths, den er durch ein (mit 1503 Gulden ausgelöstes) Decret vom 6ten April 1729 erhielt, und die wirkliche Ertheilung dieser Würde, mittelst eines anderen vom 19ten Jan. 1730. In dem ersten kommen unter den Beweggründen dieser Begnadigung die „an beeden Königl. Höfen von Pohlen und Preußen in den aufgehabten wichtigsten Geschäften und Verrichtungen, mit — unermüdetem Dienst-Eyfer — — zu — Ihrer Majestät allergnädigstem Vergnügen und seinem bestverdienten Nachruhm



masen, das mecklenburgschwerinische 17298  
Konservatorium auf den König von  
Preußen, als Herzog von Magdeburg,  
i. J. 1728 erkannt, sondern auch sogar  
dem Herzog Christian Ludwig, Bruder  
des Widerspenstigen, die Landesadmini-  
stration aufgetragen. Da nun einer

C 2

Seite

„ruhm geleisteten und noch wirklich  
„leistenden treu, gehorsambst und ge-  
„fließenen Dienste, vor; und in dem  
„andern heißt es: „Seckendorff sey in  
„Ansehung seiner vortreflichen Staats-  
„Wissenschaft an verschiedene Höfe in  
„wichtigen Verrichtungen, und unter  
„andern an den Königl. Preussischen  
„und Chur, Brandenburgischen Hoff  
„verschicket worden, allwo Er schon eis-  
„nige Jahre als Kayserlicher Minister  
„stehet, wobey Er sich mit solcher  
„Wachsamkeit, Verstandt und Geschick-  
„lichkeit jederzeit aufgeföhret, und sich  
„die Beförderung des gemeinen We-  
„sens, Nutzen und Dienst mit grosser  
„Sorg und Eysfer angelegen seyn laß  
„sen. — —“



1729. Seitß wider letztere Verfügung sowohl die braunschweigischen Häuser, als einige auswärtige Kronen sich gewaltig aufliessen, und anderer Seitß die bisherigen Kommissarien, Hannover und Wolfenbüttel, ihre Völker nicht aus dem Lande ziehen wollten, ehe ihnen die aufgelaufenen grossen Executionskosten vergütet worden, auch mit Ausdehnung der Kommission auf Preußen sehr mißvergnügt waren, so kam Karl der Sechste in eine peinliche Verlegenheit. Der König von Preußen hatte eben die verborgene Absicht, wie Kurfürst Hannover, sich für die künftigen Executionskosten mit einem Stück von Mecklenburg bezahlt zu machen, und wollte deswegen durchaus seine Truppen einmarschiren lassen. Kaiserlicher Seitß mußte man die Zerstückelung des Landes zu verhindern suchen, und wollte deswegen die braunschweigischen Soldaten heraus haben und die brandenburgischen nicht hineinlassen. Dabey durfte man weder Eng-

land,



land, \*) noch Preußen vor den Kopf 1729.  
stossen; und nichts destoweniger erfor-  
derte es die Politik, diesen Stein des  
Anstoffes zwischen beyden Königen nicht  
gänzlich wegzuräumen. Bey der An-

E 3 wesen.

\*) Der österreichische Gesandte zu Lon-  
don, Graf Kinsky, hatte im May die  
unerwartete Nachricht überschrieben,  
daß der englische Hof Neigung zur  
Ausöhnung blicken lasse, auch sich in  
der mecklenburgischen Sache nach des  
Kaisers Wünschen bequemen wolle, was  
ferne man keine preussischen Kriegsvöl-  
ker in jenes Land würde einrücken las-  
sen: ferner daß Großbritannien die  
Gewährschaft der Erbfolgsordnung zu  
übernehmen bereit sey, wenn man sich  
anheischig machte, die älteste Erzherzogs-  
gin nicht an Don Carlos zu verhehlichen.  
Man hatte in Wien so deutliche An-  
zeigen von der Falschheit und den hinz-  
terlistigen Absichten der Königin von  
Spanien und des Kardinals Fleury, daß  
man sich vornahm, diese Winke zu benut-  
zen, und wo möglich mit England den  
alten freundschaftlichen Fuß herzustellen.



1729.wesenheit Georgs des Zwenten in Han-  
 August. nover mußte Seckendorff, mit eigener  
 Vollmacht versehen, dahin gehen, um,  
 in Vereinigung mit dem am englischen  
 Hof angestellten Grafen Philipp von  
 Kinsky, \*) nicht nur überhaupt alle  
 Irrungen mit Großbritannien, wegen  
 des ostendischen Handels, des nieder-  
 ländischen Tarifs, der bremischen Be-  
 lehnung, sondern hauptsächlich die wegen  
 Mecklenburg wo möglich auszugleichen.  
 Zu gleicher Zeit aber mußte er am  
 König von Preußen arbeiten, damit  
 er keine Truppen ins Mecklenburgische  
 schickte.

Das gute Einverständnis mit dem  
 preußischen Hof war dem Kaiser von  
 großem Nutzen, als, zu seinem äusser-  
 sten Erstaunen und Mißfallen, Spa-  
 nien, Frankreich, England und Holland  
 den

\*) Kinsky und seine Familie waren Se-  
 ckendorff'en ohnehin abhold: desto schees-  
 ler sahe er also zu diesem Auftrage.



den Tractat von Sevilla schlossen, <sup>1729.</sup>  
wodurch die gängliche Aufhebung der <sup>9 Nov.</sup>  
ostendischen Gesellschaft und die Ueber-  
schiffung von sechstausend Spaniern  
nach Italien beschloffen wurde, um dem  
Don Carlos die florentinische und par-  
mesanische Erbfolge zu sichern. Se-  
ckendorff machte sich ein Geschäft dar- <sup>1730.</sup>  
aus, das Betragen der Neuverbünde- <sup>Jan. u.</sup>  
ten recht gehässig und recht gefahr- <sup>Febr.</sup>  
voll für's deutsche Reich vorzustellen, und  
den König besonders darauf aufmerk-  
sam zu machen, daß, wenn man die  
Einnischung fremder Mächte in die  
Reichsangelegenheiten ferner gedultig  
geschehen ließe, das nehmliche in An-  
sehung der jülichischen Succession zu  
erwarten stünde. Dieß hatte die gute  
Folge, daß der König dem englischen <sup>Anf.</sup>  
Hof sagen ließ, woferne man etwa <sup>Märk.</sup>  
bey der Abordnung Hotham's \*) die  
Absicht hätte, seine Gesinnungen in

§ 4 Anse.

\*) Mehr von ihm s. im dritten Abschnitt  
dieses Theils.

1730. Ansehung Kayfers und Reichs umzuwandeln, hätte man besser gethan, die Kosten zu sparen: denn er würde nie seine Freunde und Bundsgenossen verlassen. Er bewies dieses noch thätiger bey Gelegenheit des an den Reichstag in der sevillischen Sache gebrachten Kommissionsdecrets. Sein

10 Oct. Komitialgesandter von Broich wurde instruirt, er solle in seinem Votum sich äussern, es sey nicht nur billig, daß man des Kayfers Ermessen die weitere Verfügung in dieser Sache lediglich anheimstellte, sondern es sey auch, im Fall der Kayser deshalb im deutschen Reich oder den Niederlanden befehdet würde, das Reich schuldig und befugt, mit seinem Oberhaupt gemeine Sache zu machen und Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Zugleich erhielt Seckensdorff so viel von ihm, daß er den König von Polen und die Markgrafen von Ansbach und Bayreuth zu einer ähnlichen patriotischen Aufführung ermahnte.

Die



Dieser Minister war auch so glücklich, von dem König den ihn betreffenden Beitrag zur Ausbesserung der Festungen Kehl und Philippsburg, der 11,000 Gulden betrug und schon im Jahr 1729. vom Reich zu zwey Römernonaten verwilligt war, herauszubringen. 1730.

Nach einer so freundschaftlichen Bezeugung war es Friedrich Wilhelm'en desto auffallender, daß sich der Kayser in heimliche Unterhandlungen mit dem ihm so verhaßten König von Großbritannien einließ. Der wiener Tractat gab seinem Glauben an Karl's Biedersinn einen gewaltigen Stoß und warf einen Funken von Argwohn wider des Kayser's Aufrichtigkeit in seine Seele, der nie ganz wieder zu löschen war. Doch hielten die Vortheile, die er sich vom Reichsoberhaupte versprach, vielleicht auch persönliche Zuneigung, seinen Zweifeln noch lange das Gegengewicht \*). 1731.

C 5                      Daher

\*) Seckendorff für seine Person galt mehr als jemals bey'm König. Er begleitete ihn



1731. Daher sein patriotisches Betragen auch  
 dießmal, als das Reich eingeladen  
 wurde, jenem Vertrag beizutreten und  
 1732. die pragmatische Sanction zu gewähren,  
 11 Jan. und dieser Einladung, hauptsächlich  
 aus Rücksicht für das kthurbrandenbur-  
 gische gute Beispiel, wirklich Gehör  
 gab. Daher ferner jener ausgezeich-  
 nete Empfang, den der Herzog von  
 23 Febr. Lothringen, bereits erklärter Eidam  
 bis 15 des Kaisers, in Potsdam genoß, wo-  
 Mär. hin er sich, so wie an die meisten der  
 vornehmsten Höfe Deutschlands begab,  
 um Stimmen zur künftigen Wahl ei-  
 nes römischen Königs zu sammeln\*).

Es

ihn diesen Sommer auf der Reise nach  
 Preußen, und hatte die Ehre, daß nach  
 ihm ein Ort in diesem Königreich Se-  
 ckenburg genannt wurde. Der holl-  
 ländische und sächsische Gesandte gaben  
 ebenfalls ihre Namen zu zwey andern,  
 Sinfelmitten und Polenzhof, her. Fass-  
 mann a. a. O. S. 843.

\*) Sekendorff, der den Herzog in Bran-  
 denburg abholte, hatte für nöthig ge-  
 fun



Es war höchst nöthig, das Freund- 1732.  
schaftsband zwischen den zwey Monar-  
chen fester zu knüpfen, da der König  
von Preußen über die zu Gunsten des  
sulz-

funben, seinen Neffen nach Brauns-  
schweig mit Briefen entgegen zu schi-  
cken, worin die Art, wie der König  
von Preußen am besten zu behandeln  
sey, und die Eintheilung der Zeit für  
die Ergökungen während der Anwesen-  
heit des jungen Prinzen gemeldet wurde.  
Aber der General Graf von Neipperg,  
der den Herzog begleitete, nahm diese  
Vorsicht fast übel. Er sagte dem Frey-  
herrn von Seckendorff, der Herzog  
würde die Vorschrift zu seiner Reise in  
des Königs Staaten so gut befolgen,  
als es seine Bequemlichkeit und seine  
Absicht, alles merkwürdige zu sehen, ge-  
statteten; übrigens bedürfe er keiner  
vorläufigen Erinnerung über die Art  
sich zu betragen, indem er an dem fran-  
zösischen und englischen Hofe genug  
Lebensart gelernt haben werde, um sich  
nach dem zu fügen, was dem König  
von Preußen angenehm seyn könnte.



1732. jülzbachischen Hauses in Düsselbort durch den Bischof von Augsburg genommene Eventualhuldigung und die von Rhurfachsen bey dem Reichshofrath wieder regemachten jülichischen Erbschaftsstreitigkeiten in grosser Unruhe war. Selandorff glaubte diesen Zweck am gewissten dadurch zu erreichen, daß er beyde Fürsten persönlich miteinander bekannt machte. Es gelang ihm, den König von Preußen zu einer Reise nach Böhmen zu bereden, um dort dem Kaiser einen Besuch abzustatten. Glücklicherweise fand er auch Nachgiebigkeit genug bey diesem Herrn, um sich das für seine königlichen Vorzüge nicht ganz schickliche Ceremoniel gefallen zu lassen, welches ihm der kaiserliche Hof bey dieser Gelegenheit vorschrieb: außerdem würde schwerlich etwas aus der Zusammenkunft geworden seyn. Wien war damals der Sitz der steifsten Etikette, und einige der ersten Minister und Hofbeamten mußten sich sehr ernstlich berathschlagen, auf welche Art der König





König zu empfangen sey. Das Resultat 1732.  
fiel dahin aus, daß sie dem Kayser erklärten, sie befänden vor gut:  
„Zumahlen doch des Königs in Preus-  
„sen gefaßte, und durch den General  
„von Seckendorff eröffnete Intention,  
„Euer Kayserl. Majestät eine Visite  
„zu geben, nicht allerdings zu hem-  
„men, anbey aber hauptsächlich zu  
„consideriren seye, daß allerhöchst ge-  
„dacht Selbe bey solcher Zusammen-  
„kunft die Hand Ihme umb so weni-  
„ger geben könnten, als ein solches  
„res summae consequentiae, und Dero  
„allerhöchsten Kayserl. Authorität nach-  
„theilig, übrigens aber auch bey denen  
„Königen in Franckreich und Engel-  
„land eines grossen Aufsehens Ursach-  
„wäre, daß Ihme Euer Kayserl.  
„Majestät die in gegenwärtigen Refe-  
„rerat — — am Tag gelegte aller-  
„gnädigste Entschlüssen candido und  
„unverhollen zu dem Ende communi-  
„cirt werden sollen, auf daß Er bey  
„deren Erschung in Gegentheil des  
„seyh



1732. „fehrern Schluffes werden möge, ob  
 „Er folche Visite, nach Aufmessung  
 „feines zu gewarten habenden Tracta-  
 „ments, zu thun, oder zu unterlassen  
 „habe.“ Friedrich Wilhelm, der alles,  
 was Ceremonien hieß, aus dem wahren  
 Gesichtspunct ansah, und dem es nur  
 darum zu thun war, Karl den Sech-  
 ten von Angesicht zu Angesicht zu sehen,  
 setzte sich über diese Armseeligkeiten  
 27 Jul. weg. Er machte sich mit den Gene-  
 ralen Grumbkow, Borck, Bodenbruck,  
 Schulenburg, dem Obristen Derschau,  
 dem Hauptmann Haacke, und dem hol-  
 ländischen Minister General Sintel auf  
 den Weg, und gieng durch Schlesien  
 nach dem Städtchen Witschow in Böh-  
 men, wo sein letztes Nachtlager war \*).  
 Den

\*) Seckendorff war zu dieser Reise vom  
 Kaiser als Spefirungskommissär er-  
 nannt, und es wird vielleicht angenehm  
 seyn, einige von den Vorschriften im  
 Auszug hier zu lesen, die er in dieser  
 Eigenschaft den schlesischen und böhmis-  
 schen



Den folgenden Tag war die Zusammenkunft mit dem Kayser auf dem Gestüt zu Kladrup. Er gieng hierauf auf einige Tage nach Prag, wo er den Kayser noch ein paar male zuspre-

1732.  
31 Jul.

schen Kreisbeamten, Kommissären u. s. w. gab. — „Wegen der auf der königlichen Taffel zuournirenden Victualien sind insbesondere allerhand Flussfische und Krebs (so Se. Maj. lieben) nebst dem Fleisch anzuschaffen. — Zum Getränk wird vornehmlich für einen guten alten Rheinwein, hernächst aber auch vor braun- und weiß Bier — — zu sorgen seyn. — — Wo möglich Mittags J. Königl. M. allzeit in Scheunen, Zelttern, oder Gartenhäusern zu Essen zu geben, wo es sehr lüfftig. Das Nachtm Quartier auch in Gartenhäusern oder Scheuren, — weil Königl. M. nicht gerne sind, wo es warm, und aussersdem nicht wohl hohe Stiegen steigen können. — Ich selbst frage hierunter nach keiner Gemächlichkeit, wann  
„ nur



1732. sprechen bekam, und reiste von da über  
14 Aug. Bayreuth nach Potsdam zurück \*). Das  
Aufsehen, welches dieser Besuch allent-  
halb machte, stund mit der Wichtig-  
keit der dabey abgehandelten Gegen-  
stände

„nur nah bey Seiner Majestät seyn  
„kann, hingegen Ew. rc. insbeson-  
„dere vor des Hrn. Generals von  
„Grumbkow Exc., so der vornehmste  
„von der Suite und am meisten die  
„Commodität liebt, auff ein bequemes  
„Logis bedacht seyn werden. „

\*) Wer Belieben hat, die kleinsten Um-  
stände von dieser ganzen Reise (mit  
Ausluß gerade des wichtigsten) bey-  
sammen zu finden, der lese die „Wahr-  
hafte Nachricht von demjenigen, Was  
sich bey Ihro Königl. Mayestät in  
Preußen nach Böhmen unternommenen  
Reise — — zugetragen Anno 1732. „  
2. Bogen. 4. ferner *Bellamintes* Leben  
des Reichs Grafen von Seckendorff S.  
185 — 217. Vgl. übrigens *Pölln. a. a.*  
*D. p.* 270 — 277. *Fasmann a. a. D.*  
S. 471 — 478.



stände in keinem Verhältnis. Es ist 1732,  
zwar nicht ausführlich bekannt worden,  
was Karl und Friedrich Wilhelm un-  
ter sich ausmachten. Doch scheint so  
viel ziemlich gewis, daß außer einigen  
Versicherungen und nähern Bestimmun-  
gen in Ansehung der jülichischen Erbs-  
chaft, und außer der erneuerten An-  
wartschaft auf Ostfriesland, \*) ihre  
Unterredungen mehr auf bloße Freunds-  
schaftsversicherungen, als auf Realitä-  
ten hinausliefen \*\*). Bey der Ver-  
schiedenartigkeit der beyderseitigen Sit-  
ten, Erziehungsvorurtheile, Denkart,  
war zu vermuthen, daß, sobald die erste  
Neugierde gestillt war, die beyden Po-  
tentaten sich nicht sonderlich an einan-  
der erbauen würden \*\*\*).

Es

\*) Vgl. Morgenst. a. a. D. S. 125.

\*\*\*) Vgl. Buchholz a. a. D. S. 114. 115.

\*\*\*) „Wie kann man sich vorstellen, daß  
„zwey dumpfe Wesen von andern be-  
„lästigt und durch sich selbst verdrüsslich  
„gemacht, dergleichen so viele Fürsten

D

„mehr



1734. Es scheint aus mehreren Umständen, daß, wenn Friedrich Wilhelm auch nachher noch Anhänglichkeit gegen den Kayser und Standhaftigkeit gegen die französischen Versuchungen blicken ließ, dieß mehr daher rührte, weil er von der zwischen Frankreich und Pfalz, zum Nachtheil seiner Ansprüche, erfolgten geheimen Verabredung benachrichtigt war, und auf der andern Seite die Hoffnung nicht ganz aufgab, daß ihm das Reichsoberhaupt in dieser für ihn so wichtigen Sache noch behülflich seyn würde \*). Hieraus ist es auch zu erklären, warum der Marquis von Chastardie, ein sehr angenehmer, geschmeidiger Geschäftsmann, der um jene Zeit als

„mehr oder weniger sind, wenn sie sich  
 „begegnen, einander gefallen sollen?“,  
 Moser's Patriotisches Archiv B. V.  
 S. 361.

\*) Eine Stelle in einem Briefe Grumbkow's an Seckendorff kann zu verschiedenen Vermuthungen berechtigen. Er schrieb



als französischer Gesandter nach Berlin kam, so wenig Empfänglichkeit für seine lockenden Vorschläge bey dem Könige wahrnahm. 1732.

Der König von Preußen wollte wahrscheinlich einen Versuch machen, ob es Karl dem Sechsten Ernst mit der Versicherung gewesen, die er ihm wegen Ostfriesland gab. Ohne deshalb beym Kaiser anzufragen, oder sich mit dem regierenden Fürsten zu verstehen, nahm er den ostfriesischen Titel und Wappen öffentlich an. Er that es sowohl dem Reichsoberhaupt, als andern Potentaten kund, und sein Ministerium mußte den Grafen von Seckendorff um seine

D 2      Officia,,

schrieb ihm am 3ten Oct. 1735: „Vous devés aussi Vous souvenir, que depuis la proposition de Prague — — je Vous ai averti que je trouvois un grand changement dans les dispositions du Roy, et que tout cela ne batteroit plus que d'une aile.,,



1732. Officia,, ersuchen, damit ihm diese Stulatur vom Kayser und seinen Kanzas-  
 lehen hinfür gegeben würde. . . . . Aber  
 der kaysersliche Hof empfand diesen ei-  
 genmächtigen Schritt sehr übel, und  
 sahe es als einen Eingrif in seine Re-  
 servate an, bey dem er um so weniger  
 schweigen könnte, da erst kürzlich die  
 vom Don Carlos geschene Annahme  
 des Titels eines Grosprinzen von To-  
 scana annullirt worden war. **Secten-**  
 dorff stellte dieß dem König vor, und  
 verhehlte ihm die Vermuthung nicht,  
 „ daß die Urheber von dieser Sache  
 „ vielleicht die Absicht gehabt, den Kö-  
 „ nig mit dem Kayser hierüber zu  
 „ brouilliren, indem er leyder nur zu  
 „ sehr wahrgenommen, daß die — nach  
 „ Praag unternommene Reyß bey Ei-  
 „ nem Theil derjenigen, so im Conseil  
 „ siß, keine Approbation gefunden,  
 „ und bey den meisten ein Stachel in  
 „ Augen gewesen. „ Er rieth ihm,  
 diese Sache noch etwas ruhen zu las-  
 sen, bis man Mittel und Wege aus-  
 findig



findig machen könne, um den König <sup>1732.</sup>  
auch hierin zufrieden zu stellen, ohne  
dem kaiserlichen Ansehen zu schaden,  
und andern, vornehmlich den Hollän-  
dern, keinen unzeitigen Verdacht zu  
geben, als ob es mit Vorberuht des  
Kaisers geschehen wäre. Des Königs <sup>15 Nov.</sup>  
Antwort zeigt, wie sehr ihm daran ge-  
legen war, es nicht mit dem Kaiser  
zu verderben. „Auf den Briff von  
„Iten, den habe heutthe bekommen, ich  
„werde sie antworten, so das ich hoffe  
„seine Keiserl. Maj. werden zufrieden  
„seyn; indeßen kan ich in Warheit  
„sagen, das von mir keine Malice ist,  
„da ich in Warheit geglaubet, das es  
„ein Bagatell ist, als wenn man ei-  
„nen Baron nennt. Indeßen assuri-  
„ren sie Ihre Keiserl. Maj., das  
„durch die Lumperey in nichts meine  
„wahre Freundschaftt soll alteriret  
„werden, und mir nur leidt sei, das  
„ihre Keiserl. Maj. ungnätig sey.  
„Mein lieber Freundt, sein sie so guht  
„und mache er alles wieder in ge-



1732. „rechten, daß ich mit meinen lieben  
 „Keiser guht bleibet; ich verlaße mir  
 „auf sie. — „ Dem ungeachtet führte  
 Preußen den ostfriesischen Titel ferner,  
 mit Widerspruch des kaiserlichen Hofes,  
 fort: denn in den Jahren 1734 und  
 1735 protestirte Seckendorff und sein  
 Vetter, bey Abschließung zweyer Kon-  
 ventionen, gegen den vom König von  
 Preußen gebrauchten Titel eines Für-  
 sten von Ostfriesland.

Ben der damaligen Stimmung  
 Friedrich Wilhelm's wäre es freilich  
 gut gewesen, wenn Seckendorff im-  
 mer hätte um ihn seyn können, um  
 ihn zu leiten und zu führen, indem  
 Grumbkow allein, bey dem starken Ge-  
 wicht der andern Parthey, nicht stark  
 genug dazu war. Aber seine öftern  
 Abwesenheiten in seines Herrn Dienst,  
 zu Kopenhagen, Kassel und anderwärts,  
 wurden so geschickt von seinen Gegnern  
 benutzt, daß er den König bey seiner  
 Rückkunft voll argwöhnischer Zweifel  
 gegen

gegen den kaiserlichen Hof antraf. 1732.  
Dieser Monarch glaubte, daß man in der mecklenburgischen und jülich-bergischen Sache (in welcher letzterer damals an einem Vergleich mit Pfalz, unter Vermittlung der Generalstaaten, gearbeitet wurde) nicht redlich mit ihm umginge. Er bildete sich ein, daß man deswegen mit andern Fürsten Tractaten schloße, um seiner minder zu bedürfen und ihm sogar im Nothfall ein Gebiß anlegen zu können. Es gehörte Seckendorff's ganze Redekunst und wiederholte Anstrengungen dazu, um ihn wieder einigermaßen zu beruhigen, und neue Versicherungen von seiner ausdauernden Beständigkeit gegen den Kaiser zu erhalten.

Aber diese Beständigkeit war von 1733.  
kurzer Dauer. Als die Franzosen, die es ihren wiedergeborenen Enkeln in Auffindung nichtiger Kriegsvorwände beynähe gleich thaten, den Kaiser und das Reich mit einem Ueberfall bedroh-



1733. ten, schien zwar Friedrich Wilhelms  
 Patriotismus auf einmal einen so star-  
 August. ken Schwung zu bekommen, daß er den  
 Entschluß äußerte, bey erfolgendem  
 Bruch dem Feind einen grossen Theil  
 seines Heers entgegen zu stellen. Er  
 ließ durch Seckendorff dem Kayser  
 von freyen Stücken ein und vierzig  
 Bataillone und fünf und neunzig Schwa-  
 dronen (zusammen vierzigtausend Mann)  
 auf den Fall anbieten, daß Frankreich  
 ihn angreifen würde. Er ließ befeh-  
 len, daß diese Völker sich in marsch-  
 fertigen Stand setzen sollten, um, nach  
 Erforderniß der Umstände, an den  
 Rhein, oder die Weser zu gehen.  
 Seckendorff rieth, das Erbiethen  
 hauptsächlich deswegen anzunehmen, da-  
 mit dadurch eine unheilbare Erbitterung  
 zwischen Frankreich und Preußen ent-  
 stünde, und es den Franzosen nicht ge-  
 länge, Preußen nach dem Beyspiel der  
 Seemächte ebenfalls zur Neutralität zu  
 bringen. Aber die Anwartschaft auf  
 Surland, die der König als den Preis  
 seiner

seiner Gefälligkeit zu verlangen schien, <sup>1733.</sup>  
 nebst noch andern Bedingnissen, wor-  
 über er sich nicht deutlich herauslassen  
 wollte, hielt man in Wien für zu lä-  
 ssig \*). Deswegen erkaltete der Eifer  
 des Königs bald wieder, und es wa-  
 ren dieses Jahr nicht einmal die allianz-  
 mäßigen zehntausend Mann von ihm  
 zu erhalten. Er stellte sich zwar, als <sup>Sept.</sup>  
 ob er diese Truppenanzahl von andern  
 Reichsfürsten, als Darmstadt, Wirtem-  
 berg, Würzburg, übernehmen, oder sie  
 mit Geld vergüten wollte, bis er näch-  
 stes Frühjahr mit seiner ganzen unge-  
 theilten Armee dem Feind die Spitze  
 bieten könnte. Doch zeigte der Er-  
 folg, daß es auch damit nicht sonder-

D 5 licher

\*) Es kann seyn, daß, wie Buchholz  
 (a. a. O. S. 130. 131.) wissen will,  
 der König sich dafür auch völlige Si-  
 cherheit wegen der jülichischen Succes-  
 sionsfache ausdingen wollte. Man ver-  
 gleiche übrigens den 2ten Abschnitt des  
 folgenden Theils.



1733. licher Ernst war. Der König war darüber aufgebracht, daß Karl, früheren Verabredungen entgegen, den Kurfürsten von Sachsen auf den polnischen Thron erheben, und diesem Vorsatz zu Gefallen dem deutschen Reich den Krieg

7 Oct. zugiehen wollte \*). Mit Mühe bekam Seckendorff eine schriftliche Erklärung von ihm, daß, sobald der Friedensbruch erfolgt seyn würde, die bedungenen zehntausend Mann an den Oberrhein marschiren sollten. Der Krieg brach aus, und es rührte sich kein Preuße aus seinen Quartieren, obschon der Kayser Friedrich Wilhelm's Rath, keine Völker in Polen einrücken zu lassen, befolgt, und obschon der König versprochen hatte, dem Kayser und Reich, wenn dann doch die Franzosen über den Rhein gehen würden, beizustehen \*\*).

Er

\*) Vgl. den 2ten Abschnitt des folgenden Theils.

\*\*) In einem sehr inhaltreichen Brief an Seckendorff vom 6ten Sept. 1733 sagt



Er wünschte, in Ansehung des Kriegs 1733.  
gegen Frankreich die nehmliche Neu-  
tralität durchzusetzen, die er bey den  
polnischen Händeln behauptete. Es  
fehlte nicht an Entschuldigungen wegen  
dieser Verzögerung, die dem Kayser  
sehr zur Unzeit kam und ihn für den  
Anfang des Kriegs einer wichtigen  
Hülfe beraubte. Seckendorff brachte  
es doch endlich, durch mehrere Requi-  
sitionen im Namen seines Herrn, so  
weit, daß er mit den preussischen Staats- 30 Dec.  
und Kriegsministern eine Konvention  
über

sagt er unter andern: „Wo die Kay-  
serlichen Troupen nach Pohlen mar-  
schieren, so ist ja mit Frankreich de  
bonne volonté gebrochen, und der  
Kayser aggresseur ist. — — Lasset  
die Russen machen, was sie wollen,  
wo Frankreich alßdenn den Rhein  
passiret, so ist die gerechte Sache vor  
unß. Alßdenn wird es auch mit  
Gottes gnädiger Hülffe, und assistance  
des Kayfers treuen Alliirten admiras  
bel gehen — — „



1733. über das preußische Hülfskorps, dessen Verpflegung, Anwendung u. s. w. abschloß \*). Bey dieser wurde der zweyte Artikel des Allianztractats von 1728 ausdrücklich zum Grunde gelegt, und darin, in zwanzig Artikeln, die Gemächlichkeit und Sicherheit der brandenbur-

\*) Die Lebhaftigkeit, mit der damals Seckendorff diese Sache betrieb, gab zu einem tragikomischen Auftritt Anlaß. Er speiste mit dem König in großer Gesellschaft, wo wieder die Rede von den preußischen Subsidienvölkern war, und Friedrich Wilhelm gegen Seckendorff behauptete, er werde sie nicht ins Feld gehen lassen, und sey nicht schuldig, es zu thun. Seckendorff erlaubte sich, dem König zu sagen, er habe es versprochen, und ein ehrlicher Mann müsse sein Wort halten. Dieser antwortete mit der ihm eigenen Heftigkeit, und wer weiß, wie der Zwist ausgegangen wäre? wenn nicht ein sogenanter Brummtopf, den Grumbkow durch einen glücklichen Zufall in der Tasche





denburgischen Truppen außerordentlich 1733.  
verklaulirt. Zwen, höchstens drey  
Meilen täglich sollten sie marschiren,  
den vierten Tag ausruhen, unzertrennt  
bey der Hauptarmee bleiben, in keine  
Festung, so einer Belagerung ausge-  
setzt, außer im äußersten Nothfall, ge-  
legt,

Tasche hatte, demselben auf eine lustige  
Art ein Ende gemacht hätte? Als er  
sah, daß sich die Streiter erhitzten,  
hatte er Gegenwart des Geistes genug,  
ihn auf den Tisch zu schnellen, wo der  
Kräusel, durch seinen lermenden Tanz,  
und die Verheerung, die er unter den  
Gläsern anrichtete, die allgemeine Auf-  
merksamkeit auf sich zog. Der König  
fragte zornig, was das seyn sollte, wor-  
auf Grumbkow antwortete, es sey ein  
für den Prinzen Heinrich bestimmtes  
Spieleug, das er habe probiren wollen.  
Jedermann lachte, der König mit, und  
nach Tische nahm er den Grafen von  
Seckendorff bey Seite, um sein Un-  
recht zu bekennen und die Erfüllung  
seiner vertragsmäßigen Schuldigkeit zu  
zusagen.



1733. legt, nach jedem Feldzug sechs Monate außs beste in den Winterquartieren verpflegt werden u. s. w. Der König versprach zugleich, seine Hülfsvölker so in Bereitschaft zu halten, daß sie bey Zeiten in der Gegend von Heilbronn stehen, und bey Eröffnung des Feldzugs zur kayserslichen Armee stoßen könnten.

1734. Nun konnte Seckendorff mit Recht hoffen, bald einen bedeutenden Zuwachs zum kayserslichen Heere abgehen zu sehen; allein er betrog sich. Friedrich Wilhelm hatte es bisher an ernstlichen Warnungen nicht fehlen lassen, daß der Kayser Deutschland nicht durch eine übereilte Kriegserklärung in Gefahr setzen möchte. Er gab den Rath, sich vorher des Beystands der zwey Seemächte zu versichern, und einstweilen bloß eine defensive Armee zu formiren, bis man sähe, in wie ferne Frankreich seinen gethanen Erklärungen nachkäme, oder nicht. Doch wirkte das Beyspiel Rhur-Braunschweigs, von dem man wußte,



wußte, daß es für den Reichskrieg 1734.  
stimmen würde, so viel auf den König,  
daß er dem Grafen von Seckendorff <sup>Anfang</sup>  
endlich die Versicherung gab, er wolle <sup>Jan.</sup>  
zu Regensburg wegen des dem Kay-  
ser vom Reich gegen Frankreich und  
seine Bundsgenossen zu leistenden Bey-  
stands günstig, und gerade so votiren,  
wie Hannover. Dieser gute Anschein  
verlor sich aber bald wieder. Es war  
bereits das nöthige wegen der erfor-  
derlichen Expeditionen an den bran-  
denburgischen Komitialgesandten von  
Dankelmann befohlen, als unglücklicher-  
weise ein Bericht von dem Freyherrn  
von Gotter aus Wien anlangte, wor- <sup>20 Jan.</sup>  
aus der König zu seinem größten Miß-  
vergnügen sah, wie sehr der kaiserliche  
Hof die im vorigen Herbst geschehene  
Einrückung dreier preußischer Regi-  
menter ins Mecklenburgische mißbil-  
ligte, und mit welcher Heftigkeit er  
darauf bestand, daß sie wieder abge-  
führt werden sollten. Der König er-  
zog nun genauer alle die Wagschafft  
und



1734. und alle die Kosten, die mit einem günstigen Votum verknüpft seyn würden, und die ihm seine Minister vor Augen legten. 289,160 Thaler und 7,483 Mann, die er, wenn der Matricularanschlag vom Jahr 1702 angenommen würde, hergeben müßte, Geldern und Kleve, das den Franzosen Preis lag, waren mächtige Schreckbilder für ihn. Die Nachricht, daß der Kurfürst von Maynz eine jährliche Pension von hunderttausend Thalern vom Kaiser bekäme, und daß ein kaiserlicher Minister mit einer Carta bianca abgesandt worden, um den bayrischen und pfälzischen Hof zu gewinnen, vermehrten seinen Verdruß. Er schrieb seinen Ministern: „Ich gebe kein Votum, „sonder zu wissen warum, Ich muß „was dafür haben — Ich gebe keinen „Mann noch Geld, Ich muß wissen „woher.“

Nur mit ungemeiner Mühe und  
 allen Arten von Ueberredungsmitteln  
 gelang

gelang es Seckendorffen, den König <sup>1734</sup>  
 wieder zu besänftigen, und ihn zu ei-  
 ner patriotischen Stimmung in Be-  
 tref der Reichskriegserklärung zu be-  
 wegen. Was aber den Werth dieses  
 Votums sehr verminderte, war der  
 vom Ministerium ausgestellte und Sez <sup>30 Jan.</sup>  
 Seckendorffen übergebene feyerliche Vor-  
 behalt, daß Preußen weder jetzt noch  
 künftig, zu irgend einem Beytrag zum  
 Reichskrieg, es sey an Volk, Geld,  
 oder wie es sonst heißen möge, sich  
 verbindlich mache, sondern hierin freye  
 Hände zu behalten gemeint sey. Der  
 König gieng so weit, dem Kayser zu-  
 zumuthen, er solle in einer förmlichen  
 Urkunde bekennen, daß er in diesem  
 Krieg von allen Reichs- und Kriegs-  
 Beyträgen frey sey. Diese konnte ihm  
 freylich nicht gegeben werden, und der  
 Kayser glaubte genug Freundschaft da-  
 durch zu beweisen, daß er den König  
 nicht, außer der Stellung des Hülfss-  
 corps, auch noch zur Erfüllung seiner  
 reichsständischen Obliegenheiten anhielt,



1734. als wozu Preußen durch den Tractat vom 1728 ausdrücklich verbunden war \*).

Ungeachtet des Kriegs mit Frankreich blieb der Gesandte dieser Krone nach wie vor in Berlin, und Seckendorff forderte seine Ausschaffung zwar sehr nachdrücklich aber vergeblich. Zum Abmarsch der Hülfsvölker wurden auch  
 16 März. keine Anstalten gemacht: daher machte Seckendorff die ernstlichsten Vorstellungen wegen ihrer unverzüglichen Stellung. Er zeigte, daß das deutsche Vaterland schon voriges Jahr durch  
 Zurück.

\*) Man wollte es freylich nachher in Wien als eine Versäumung des kayserslichen Interesse auslegen, daß Seckendorff beynahе blos auf die Stellung des Hülfskörps gedrungen und das Contingent nicht genug betrieben hätte. Aber sein Betragen kam völlig mit der Klugheit überein: denn es war schon genug gewonnen, den König zu erstern zu bewegen, weil dieser glaubte, daß der Fall des Bündnisses nicht vorhanden

den



Zurückbleibung der preussischen Trup- 2734.  
pen großer Gefahr unterworfen gewe-  
sen, und daß jeder Tag Aufenthalt dem  
gemeinen Besten unwiederbringlichen  
Schaden zuzöge. Er erinnerte den  
König an die in Prag, und sonst so  
vielfältig gegebenen Betheurungen von  
Widmung und Aufopferung für den  
Kaiser und sein Haus. Er gab zu  
erkennen, daß es um seinen Kopf ge-  
schehen seyn könnte, wenn er sich nun  
mit leeren Bertröstungen hinhalten  
ließe. Zugleich drohte er, daß, wo-  
ferne der König den Ausmarsch der  
E 2 Trup-

den sey. Hätte Seckendorff nun auch  
gleich des Contingents erwähnt, so er-  
hielt er keines von beyden, und ver-  
schloß sich auch für die Zukunft die  
Aussicht dazu. Auch darin mußte sich  
seine Politik zeigen, daß er den König  
verhinderte, an der Spitze von vierzig-  
bis funfzigtausend Mann zu marschiren  
und doch das Korps von zehntausend  
von ihm zu bekommen.



1734. Truppen verzögern, oder gar einstellen würde, sein Monarch solches als eine Unterbrechung des Allianztractats von 1728 ansehen und sich dießfalls auf dessen dreyzehnten Artikel beziehen würde, wo es heißt: „Ist wegen die-  
 „ser ewigen Allianz ausdrücklich aus-  
 „bedungen und beliebet worden, daß  
 „kein Theil noch dessen Erben und  
 „Nachkommen in ewigen Zeiten dawie-  
 „der handeln möge, und wenn wider  
 „Verhoffen ein solches beschehete, daß  
 „in solchem Fall der andere Theil an  
 „nichts, was in dem gegenwärtigen  
 „Tractat enthalten ist, verbunden seyn  
 „solle. \*)„ Nach einer Menge unstatt-  
 hafter und von Seckendorff wider-  
 legter Ausflüchte, worunter auch die  
 war, daß die in Polen unter Münnich  
 stehen.

\*) Merkwürdig ist's, daß diese Stelle, ein halbes Jahrhundert später, von einem preussischen Staatschriftsteller gegen Oesterreich retorquirt wurde. s. Dohna. a. a. O. S. 77.





stehenden Rußen ihre Winterquartiere 1734.  
in Preußen und Brandenburg nehmen  
möchten, wurden endlich die Preußen  
mobil und bewegten sich zur Armee. Anfang  
Maz.

Der Generallieutenant von Köder \*) war der oberste Befehlshaber dieses Korps, das aus fünf Infanterie- und drey Dragonerregimentern bestand. Der König hatte in der Konvention versprochen, an seine Generalität „solche scharffe Befehle ergehen lassen zu wollen, daß auf dem Marche, und in denen Quartieren die beste Ordre von der Welt soll gehalten werden, ferner, überall solche scharffe Ordre und Disciplin zu halten, auch solche Justiz einem jeden administriren zu lassen, damit niemandt mit Fug sich zu beklagen, oder einige Beschwehrde zu führen Ursach haben möge.“ Eine betrübte Erfahrung lehrte aber bald,

E 3                      daß

\*) Eine, nicht sehr vortheilhafte, Schilderung von ihm s. *Pölln. a. a. D.* p. 289.



1734. daß Friedrich Wilhelm's geheime Anweisungen gerade das Gegentheil von dieser öffentlichen Aeußerung waren. Auf dem Wege durch die anhaltischen, sächsischen und schwarzburgischen Länder führten sich die preußischen Soldaten gesittet und ordentlich auf \*). Hingegen waren die Bewohner des französischen Kreises nicht so glücklich. Schon vor mehrern Jahren hatte man in diesen Provinzen, besonders im Wirzburgischen, den Excessen und Gewaltthaten der preußischen Werber mit Nachdruck widerstanden, und verschiedene, die es zu grob machten, in Arrest gesetzt.

\*) Aus dem Schwarzburgischen erhielten sie sogar ein solches schriftliches Zeugnis, wie man es denen bey jetzigem Krieg durch's Reich marschirten preußischen Kriegsvölkern überall mit Recht geben kann: „Daß die preußischen „Soldaten als ein Muster der Ehrbarkeit, Zucht und Bescheidenheit passiren könnten.“



seht. Beleidigungen von dieser Art 1734.  
vergaß Friedrich Wilhelm nie. Er  
genöß nun das traurige Vergnügen,  
seinen alten Groll auf Kosten einer  
Menge Unschuldiger befriedigen zu kön-  
nen, und gab deshalb den Anführern  
seiner Truppen geheime Instruction.  
Die Preußen zeigten sich überall, wo  
sie im Hochstift Würzburg hinkamen,  
auch zum Theil im Bisthum Bamberg  
und den Fürstenthümern Bayreuth und  
Ansbach, als verabscheuungswürdige  
Rachinstrumente ihres Herrn. Viel-  
leicht überschritten sie noch die ihnen  
gegebene Erlaubnis: denn sie begien-  
gen die schändlichsten Ausschweifungen.  
Alles, was niedrige Rachsucht nur ein-  
geben, wilde Zügellosigkeit vollbringen  
konnte, wurde verübt. Sie mißhan-  
delten Bürger und Bauern auf eine  
unerhörte Art, und erpreßten überall  
von ihren unglücklichen Quartierträgern  
Geld, welches sich zusammen auf vier-  
mahlunderttausend Reichsthaler belief.  
Dergleichen Abscheulichkeiten erzeugten



1734. die bittersten Klagen, die bald vor den kaiserlichen Thron gelangten. Der König suchte diese Beschwerden durch eine ziemlich übel ersonnene Vorklage zu entkräften. Er behauptete (ungefähr so, wie Hastings, als er die Nohillas ausrottete), es hätten in einigen wirzburgischen Dorfschaften die Bauern den Anschlag gefaßt, eine seiner Dragonerkompagnieen bey Nachtzeit zu überfallen und zu ermorden, welches auch wirklich erfolgt seyn würde, wenn nicht die Offiziere, auf erhaltene Kundschaft, Gegenanstalten vorgekehrt hätten; und er schämte sich nicht, es deswegen auf Genugthuung anzutragen. Seckendorff kehrte sich nicht an ein so unwahrscheinliches Vorgeben, sondern verlangte, daß die begangenen Frevelthaten streng bestraft, und für das angethane Unrecht billiger Ersatz geleistet werden sollte, damit nicht der Kayser genöthiget wäre, den Klägern die reichskonstitutionsmäßige Genugthuung zu verschaffen. Über

des



des Königs unfönligliche Antwort: 1734.

„Die Würzburger haben meine Ver-  
„ber ehedessen ebenfalls unmanirlich  
„tractirt, und ihnen ihr Geld abge-  
„nommen, „ und die Straflosigkeit, de-  
ren er die Verbrecher genießen ließ,  
wären ein deutlicher Beweis, daß er  
der eigentliche Anstifter dieser Unord-  
nungen war \*).

Da man aus diesem Vorfall sahe,  
wie wenig auf des Königs gegebene  
Versicherungen von Mannszucht und  
Ordnung zu bauen war, so traute Se-  
kendorff nicht mehr, seinem Monar-  
chen zu rathen, des Königs neuer, <sup>Mitte</sup>  
dings gethanes Erbieten seines gan- <sup>Jun.</sup>  
zen Heers gegen Frankreich anzuneh-  
men, so wichtig außerdem ein solcher  
Zuwachs dem Kayser bey seinen da-  
maligen bedrängten Umständen hätte  
scheinen müssen. Es war zu besor-  
gen, daß die Excesse der preussischen  
E 5           Kriegs-

\*) Vgl. Pöllnitz a. a. O. p. 289.



1734. Kriegsvölker, wenn sie erst in noch größerer Anzahl das Reich überschwemmten, den größten Theil der etwa noch gut gesinnten Stände wider den Kaiser aufbringen würden, und daß die Last, die man sich dadurch aufbände, den davon zu erwartenden Nutzen weit überwiegen möchte. Dieß war um so mehr zu vermuthen, da der König nicht deutlich mit den Bedingungen hervorgehen wollte, die er für diesen Dienst verlangte, und da solche vermuthlich auf Dinge hinausgelaufen wären, welche mit den Pflichten des Reichsoberhaupts in Widerspruch stunden. Dagegen war Seckendorff der Meinung, in Petersburg auf die Stellung einer ansehnlichen und baldigen Hülfe zu dringen, und sich mit diesem Hof auch auf den Fall zum voraus zu verstehen, wenn bey einem plötzlichen Todesfall des preussischen Monarchen der Thronfolger etwas widriges vornehmen sollte. Eine solche Besorgnis war keineswegs leer: denn der König versprach, bey seiner



seiner außerordentlichen Dicke und der 1734.  
wenigen Schonung seiner Gesundheit,  
kein langes Leben, wäre auch zwey  
Nächte hintereinander beynabe erstickt:  
und der Thronfolger machte schon lange  
kein Geheimnis daraus, daß sein po-  
litisches System von dem bisherigen  
ganz verschieden seyn würde, und daß  
er nichts gutes im Schilde führte.

Chetardie war noch immer am  
Hofe des Königs. Er hatte dem fran-  
zösischen kommandirenden General ge-  
nau den Tag des Ausmarsches der  
Preußen und die ungefähre Zeit ihrer  
Ankunft bey der Armee berichtet. Dieß  
veranlaßte die Franzosen, ihre am  
Mittel Rhein und der Mosel vorge-  
habte Operationen zu verschieben, und  
bey Mannheim herüber zu gehen, wo-  
durch der Prinz Eugen mit seiner viel  
zu kleinen Armee bis Heilbronn zu-  
rückgedrängt wurde. Seckendorff  
zeigte dem König an diesem Beispiel,  
wie schädlich der Aufenthalt eines sol-  
chen



1734. chen öffentlichen Kundschafterß der guten Sache sey, und daß, wo nicht politische Gründe, doch wenigstens Kriegsraison seine Entfernung heischten. Friedrich Wilhelm schien diesen Vorstellungen nachzugeben, und versprach, den französischen Gesandten unter dem Vorwand zu beurlauben, daß er sich nun selbst nächstens zur kaiserlichen Armee als Volontär verfügen würde, erfüllte aber diese Zusage so wenig, wie einen Theil der bisherigen. Hätten die Kaiserlichen größere Thaten in Deutschland und Italien gethan, so würde gewiß Friedrich Wilhelm sich minder freundschaftlich gegen Frankreich bezeigt haben. Denn man wird sehen, daß das Kriegsglück der Oesterreicher, oder ihrer Feinde das Wetterglas war, wonach er seine verschiedenen Gunstbezeugungen einrichtete.

Dies war der Beschluß von Sackenдорff's persönlichen Verrichtungen in Berlin, aber nicht von seiner Gesandts





sandtschaft. Der berühmte Prinz von 1734.  
Savoyen hatte sich ihn ausgedeten, um  
unter ihm bey der Armee zu dienen,  
und er folgte dem ehrenvollen und sei-  
ner Neigung so angemessenen Rufe, so 23 Jun.  
sehr auch der rufische Oberstallmeister  
Graf Löwenwolde, der in sehr bedeu-  
tenden Angelegenheiten zu Berlin war,  
ihn bat, länger zu bleiben \*). Sez-  
kendorff hatte schon seit fünf Jah-  
ren einen seiner Schwestersöhne, Chris-  
toph Ludwig Freyherrn von Sez-  
kendorff, Aberdar, als Legationssecre-  
tär bey sich \*\*). Dieser geistvolle  
junge

\*) S. den zweyten Abschnitt des folgenden Theils.

\*\*) Er war den 2ten Sept. 1709 gebohren, besuchte von 1722—1724 die Schule zu Hildburghausen, von 1724—1726 das Pädagogium zu Halle und von 1726—1729 die Universität Leipzig, von der er am 27sten Oct. des letztern Jahrs nach Berlin zu seinem Oheim kam. Am 10ten Febr. 1730 mußte er schon seine erste



734. junge Mann erwarb sich in kurzer Zeit durch gefestetes Wesen, Verschwiegenheit, rastlosen Fleiß, einen für seine Jahre seltenen Tiefblick in die verwickeltsten Staatsgeschäfte, und durch eine Menge untadelhaft ausgeführter Aufträge an verschiedenen Höfen Deutschlands, \*) das Vertrauen seines Oheims und des kaiserlichen Hofes. Als der Graf von Seckendorff Berlin verlassen sollte, wurden dem Freyherrn von Seckendorff, ungeachtet bereits ein kaiserlicher Resident daselbst befindlich war, \*\*) auf ausdrückliche Erlaubnis des

erste Relation nach Hof machen. Am 29sten Dec. 1731 erhielt er die Expectanz auf eine Reichshofrathsstelle und im Nov. 1735 den Charakter dieser Würde.

\*) S. den dritten Abschnitt des folgenden Theils.

\*\*) Der Baron von Demeradt, der sehr eifersüchtig über den jungen Seckendorff war, und sich alle ersinnliche Mühe gab,



des Kaysers, die geheimen Geschäfte 1734  
überlassen, und er von seinem Oheim  
substitutionsweise bey dem preußischen Mi-  
nisterium accreditirt.

Der König von Preußen war so  
begierig, die Armee am Rhein, woben  
nun seine Truppen seit dem 7ten Jun-  
studen, und die glorreichen Thaten,  
die er sich davon versprach, mit Augen  
zu sehen, daß er dem Grafen von Ses-  
sendorff bald dahin folgte, und sei- 15 Jun,  
nen Kronprinzen mitnahm. Aber seine  
Erwartungen wurden getäuscht \*). Er  
sah

gab, ihn nach seines Oheims Abreise  
ebenfalls von Berlin wegzubringen.

\*) Es ist sehr möglich, daß Morgenstern  
Recht hat, wenn er a. a. O. S. 56.  
sagt, daß Friedrich Wilhelm das Kom-  
mando der Armee am Rhein gerne ge-  
habt, und vermuthlich erhalten hätte,  
wenn man nicht die französischen In-  
triguen gefürchtet hätte, und daß er sich  
in der schmeichelhaften Erwartung an





1734. sahe nichts, als einen ruhmlosen, unthätigen Feldzug, und überzeugte sich zum größten Schaden des Kaisers von der Unordnung, die bey der kaiserlichen Armee herrschte, und besonders von dem schlechten Zustand des Fußvolks. Die Vergleichung, die er zwischen diesen Truppen und den seinigen anstellte, fiel sehr zum Vortheil der letztern aus. Dieser Gedanke machte ihn stolz und trotzig, und es läßt sich ein großer Theil seines nachherigen Betragens aus dem Besuche, den er damals dem Prinzen von Savoyen gab, erklären \*). Doch fiel der Krieg am Rhein

den Rhein begab, daß, wenn es mit Eugen nicht recht gienge, man sich genöthiget sehen würde, ihm das Heer anzuvertrauen.

\*) Auch der Kronprinz fand reiche Nahrung für seine Spottsucht an dem, was er im Lager bemerkte. Er ahmte bey seiner Rückkunft mit Verachtung die Prahlerey und das unfriegerische Aussehen

Rhein noch erträglicher aus, als der 1734.  
in Italien, welcher ein zusammenhan-  
gendes Gewebe von Niederlagen und  
Länderverlust für die Oesterreicher war.

Karl der Sechste befand sich da-  
mals wirklich in einem peinlichen Ge-  
dränge. In Italien waren seine Heere  
geschlagen, und am Rheine stund ihm,  
wegen ihrer Schwäche und der Unzu-  
verlässigkeit der Reichs- und Hülfstruppen,  
ein ähnliches Schicksal bevor. Drey mächtige Kurfürsten verweiger-  
ten hartnäckig ihren Geld- und Trup-  
penbeitrag, machten, so zu sagen, ge-  
meinschaftliches Spiel mit dem Feinde,  
und stunden auf dem Sprunge, sich  
öffentlich mit ihm gegen ihr Vater-  
land

sehen der österreichischen Musketiere  
und Reuter nach. Vielleicht wäre die  
Schlacht bey Molwitz nie geschlagen,  
wenigstens nicht von den Brandenburgern  
gewonnen worden, wenn Friedrich  
seinen Vater damals nicht begleitet  
hätte.



1734. land zu vereinigen \*). Zu dieser Noth kamen noch der zerrüttete Zustand der kaiserlichen Schatzkammer und der verschwundene Kredit, so daß es hohe Zeit war, dem immer weiter einreisenden Uebel zu steuern. Die beyden Seckendorffe mußten nun verschiedene Schritte in der Absicht thun, dem Mangel an klingender Münze und an Soldaten wo möglich abzuhelfen.

301. Der jüngere Seckendorff betrieb bey dem Grafen von Löwenwolde die schleunige Anrückung des rufischen Bündnißmäßigen Succurses. Aber dieser stellte die Unmöglichkeit vor, daß die Rußen, wegen ihrer großen Entfernung und des schlechten Zustandes ihrer

\*) Verschiedene aufgefangene Briefe, die auch dem preussischen Ministerium mitgetheilt wurden, setzten das geheime Verständniß, welches Pfalz, Bayern und Köln mit Frankreich unterhielten, und ihre bösen Absichten außer allen Zweifel.



ihrer Kavallerie, noch in diesem Jahre 1734 auf den Kriegsschauplatz kommen könnten. Deswegen wurde vor der Hand verabredet, daß wenigstens eine beträchtliche Anzahl russischer Truppen, besonders Infanterie, bis in die Gegend von Cracau einstweilen marschiren sollten, um dort Ungarn näher zu seyn, und den Kayser dadurch in den Stand zu setzen, verschiedene seiner Regimenter zu Fuß aus diesem Königreiche heraus und anderwärts hin zu ziehen.

Mehrere Reichsstände, besonders aber die verbündeten Churfürsten, Köln, Bayern und Pfalz, zauderten mit der Stellung ihrer Kontingente, oder schlugen sie geradezu ab. Sie beriefen sich dabey auf den König von Preußen. Dieser glaubte sich durch den Marsch seiner zehntausend Mann von allen übrigen Verbindlichkeiten bey dem gegenwärtigen Kriege entbunden. Er erklärte öffentlich, er sey nichts zu



1734. den Reichspräsidenten beyzutragen schuldig, und seine bey der Armee befindlichen Truppen hätten sich dort nicht als Reichskontingent, sondern vermög eines mit dem Kayser geschlossenen Vertrags eingefunden. Die übel gesinnten Kurfürsten wollten ihre Weigerung auch damit beschönigen, daß sie vorgaben, wegen der von dem König von Preußen den jülichischen und bergischen Landen angedrohten Unternehmungen könne man die dort herum gelegenen Provinzen nicht von bewaffneter Mannschaft entblößen. Ferner behaupteten sie, daß vor dem Schluß des bayrischen, und vor der Haltung des westphälischen Kreistags \*) die Kontingente von den darin gelegenen Ländern nicht wohl abgefordert werden könnten. Eine schriftliche Aeußerung

\*) Der westphälische Kreistag war bisher von dem kaiserlichen Hof vorzüglich hintertrieben worden, weil man die Versammlung jener Stände eher für schäd-





zung des Königs, worin diesen Auf- 1734.  
stellungen begegnet worden wäre, hätte  
die unpatriotischen Fürsten in ihrer  
ganzen Blöße dargestellt. Seckendorff <sup>Mitte</sup>  
bewies dem König, wie nöthig es sey, <sup>Jul.</sup>  
eine solche Declaration von sich zu ge-  
ben. Er bat ihn inständig, zu erklä-  
ren, es sey ihm nicht beygefallen, sich  
seiner reichsständischen Obliegenheit zu  
entziehen, welches daraus klar erhelle,  
daß bey der gegen Frankreich im Felde  
stehenden Armee mehr preussische Trup-  
pen anwesend seyen, als sein Kontin-  
gent betrüge; er halte es ferner für  
keine Nothwendigkeit, daß die Stel-  
lung der Kontingente die Versammlung  
eines Kreistags erfordere, sey auch,  
als ausschreibender Fürst des west-  
phälischen Kreises, gar nicht entgegen,  
daß die darunter begriffenen Stände

§ 3

ihre

schädlich als nützlich hielt, so lange  
man nicht von den Gesinnungen des  
Königs von Preußen, als ausschreibens-  
den Fürsten, völlig sicher wäre.

1734. ihre Völker sogleich aufbrechen ließen; und es sey schlußlich die Beschuldigung wegen vorhabender Thätlichkeiten gegen Jülich, oder Berg, um so unbegreiflicher, da er so oft versichert habe, sich vor Absterbung des Neuburgischen Mannstamms keine Gerechtsame auf dasige Lande anmaßen zu wollen, weswegen er sogar in die dem Bischof von Augsburg geleistete Erbhuldigung wißentlich gewilliget habe. Aber Friedrich Wilhelm wollte sich durchaus nicht so genau binden lassen: er stellte ein ostensibles Schreiben an den Prinzen von Savoyen aus, das Seckendorff's Erwartung keineswegs entsprach. Denn er äußerte darin bloß, daß sein Konventionstruppenquantum zugleich mit als Reichskontingentsvölker anzusehen wären; aber nicht, daß sein Kontingent darunter begriffen sey. Er sagte dabey gar nichts zuverlässiges über die besorgten Unternehmungen gegen Jülich und Berg, und übergieng den Punct wegen des Kreistags ganz.

So wenig Lust übrigens der Kö. 1734.  
nig im Grunde hatte, sein eigenes  
Contingent jemals zu stellen, so wollte  
er doch, des daraus zu gewartenden  
Vorthails halber, verschiedene minder-  
mächtige Stände des westphälischen  
Kreises, über die er die Schutz- und  
Schirmgerechtigkeit, als Herzog von  
Kleve und Graf von der Mark, aus-  
übte, besonders das Stift Essen, in  
Ansehung der Kreisarmatur vertre-  
ten. Der Graf von Seckendorff un-  
terstützte die Beschwerden dieser Reichs-  
stände und zeigte dem preußischen Hof,  
wie unbillig es sey, das Vertretungs-  
recht aus der Advocatie herleiten zu  
wollen. Er zeigte, daß die im spani-  
schen Successionskrieg errichteten Ver-  
tretungsverträge blos auf eine be-  
stimmte Zeit abgeschlossen worden seyen,  
und den König keineswegs in den Be-  
sitz dieses Rechts gesetzt haben. Dar: 28 Aug.  
auf bekam er eine Erklärung, des In-  
halts, daß der König seinen Schutz- und  
Schirmverwandten Mitständen nichts in



1734. den Weg zu legen gemeint sey, um ihr Mannschafskontingent zur kaiserlichen und Reichsarmee stellen zu können.

In Ansehung eines Anlehens von zwey bis drey Millionen Gulden zeigte der König eben so wenig Willfährigkeit, als in Ansehung der Truppen.

Ende Jul. Karl der Sechste ließ ihn ersuchen, ihm aus seinem Ueberfluß mit dieser Summe gegen vier Procent an Handen zu gehen, wogegen er sich erbot, sie auf der wiener Stadtbank anzuweisen und zu versichern, und innerhalb zehn Jahren durch Abschlagszahlungen zu tilgen. Dafür sollte Friedrich Wilhelm zwey ganze Duzend große Soldaten für seine Garde als Provision bekommen. Statt das Gesuch zu bewilligen, erinnerte der König vielmehr die rückständigen, auf die Maaszölle angewiesenen Leibrenten, die ihm aus der oranischen Erbschaft zugefallen waren, und die ihm der Kayser zufolge des Barrieretractats schuldete.

Aber



Aber Seckendorff zeigte ihm, daß <sup>1734</sup> die Verzögerung in dieser Sache ganz allein von den Generalstaaten herührte.

Der König wurde auf seiner Rückreise von der Armee zu Middagte, einem schönen Landhause des General Sinfels im Geldrischen, von einer tödlichen Krankheit befallen. Er konnte mit genauer Noth sein Schloß Monland bey Kleve erreichen, kam in einem sehr bedenklichen Zustand nach Potsdam zurück, und ließ, wegen täglicher Verschlimmerung seiner Umstände, kaum einen Schein von Hoffnung für sein Leben übrig. Seine Krankheit war für das kaiserliche Interesse nicht nur darin nachtheilig, daß sie den Gang der Geschäfte unterbrach, sondern auch weil während derselben der König sich gegen seine Gemahlin und seinen ältesten Sohn vertraulicher herausließ, und manchmal seiner übeln Laune gegen den Kayser und seinen Gesandten Gehör gab.



1734. gab \*). Aber sein plößlicher Tod hätte bey damaligem Zeitpunct dem Hause Oesterreich einen noch fürchterlichern Schlag versetzt: denn der Haß des Nachfolgers und seine gefährlichen Absichten

\*) Sehr merkwürdig ist, was der König am 16ten Oct. zum Kronprinzen sagte: „Mein lieber Sohn, ich sage dir, daß ich meinen Tod zu Priort, (ein in der Mittelmark im havelländischen Kreise gelegenes adeliches Ort: Büsching's Erdbeschreibung 2te Aufl. Th. III. B. 2. S. 1981) „gehohlet habe; und ich bitte dich um alles in der Welt, traue denen Leuten nicht, die dir auch noch so viel Versprechungen machen. Ja, den Tag (es war am 17ten Apr. 1732) da kam ein Mann zu mir, das war, als wenn man mir einen Dolch im Leib umgewandt hätte., Der Kronprinz behauptete gleich gegen die Umstehenden, sein Herr Vater habe den Grafen von Seckendorff gemeint. Grumbkow widersprach es, weil Seckendorff diesen Tag nicht in Priort gewesen



sichten waren nur zu bekannt \*). Der Graf von Seckendorff war auch vöblig auf diesen unglücklichen Fall gefaßt und

wesen war. Denn er schlug sein Journal nach und fand: „Seckendorff et „Truchfies arrivent „ (à Potsdam); „Seckendorff part pour Cassel, le Roy „dine à Priort, est de mauvaise hume, „peste contre Viebahn etc.“, Derschau glaubte, der König habe von Chetardie gesprochen. Die Offiziere, die um den König waren, erzählten, er habe sich schon öfter eben so heraus gelassen, ohne daß sie errathen können, wohin es zielte. Es scheint aber doch aus einer Stelle, die der jüngere Seckendorff in dem Tagbuch seines Oheims fand, und aus der Zusammenhaltung der übrigen Umstände, daß die Rede vom Grafen von Seckendorff war, der an jenem Tage dem König wegen gewisser Werbsstreitigkeiten Vorstellungen, — vielleicht Vorwürfe machte.

\*) Der Kronprinz war noch bey der Armee, als die Nachricht von der Krankheit



1734. und gab schon seinem Keffen die nöthigen Unterweisungen. Besonders befahl er ihm, alsdann den preußischen Ministern keine Schriften mehr zu übergeben, und so lange der König sehr krank und in Lebensgefahr sey, ihm nicht mit Staatsfachen beschwehrlich zu fallen, hauptsächlich aber ihm keine Vorschläge zu machen, die mit der Zeit dem Nachfolger mißfallen könnten. Auch sagte er gewiß voraus, daß alsdann  
keine

heit des Königs ankam. Er sagte damals zum General Grafen Philippi, dem er sehr gnädig begegnete, „er würde, wenn die Regierung ihm zufiele, den Kayser bitten, daß er den Grafen Philippi an seinen Hof schickte, indem er hoffte, daß man Seckensdorff'en nicht dort lassen würde. Er könne zwar nicht sagen, daß Seckensdorff etwas gegen ihn gethan habe; doch habe er durch seinen Kredit den König mit prächtigen Versprechungen hinzuhalten gewüßt, ohne daß man den mindesten Erfolg davon gesehen habe. „



keine Gesandten von beyden Seiten 1734  
mehr nöthig seyn würden. Beynahe  
wäre diese Prophezeung, nach der  
Wendung, die die gegenseitige Lage  
damals nahm, zu urtheilen, noch vor  
diesem Zeitpunct eingetroffen.

Friedrich Wilhelm's Gemüth war  
bereits durch einige ernsthafte Schritte  
des souveränen Rathes von Brabant  
in Ansehung der zwey dem König zu-  
gehörigen Baronien Herstell \*) und  
Turnhout \*\*) verwundet. Fast noch  
mehr aber kränkte ihn des Kaisers  
ver-

\*) Es wurden hier zur Behauptung der  
Oberherrschaft der preussische Richter und  
sechs Schöppen, wegen eines angeschul-  
digten Eingriffs in die Rechte des Rathes  
von Brabant, gefänglich eingezogen.

\*\*) Preussischer Seits wollte man den  
zwanzigsten Pfennig von den Turnhou-  
tischen Mühlen und dem Holze Grotens-  
hout nicht schuldig seyn, und österrei-  
scher Seits drohte man, bey fernerer  
Weigerung, mit Exécution.



737. vermäntliche Vorliebe gegen Hannover und Sachsen, wovon sich jene besonders in den mecklenburgischen Händeln, und diese bey der Wiederbesetzung des polnischen Throns gezeigt haben sollte. Nun kamen unglücklicherweise eine Menge neuer Vorfälle dazu, die den Kaltsinn zwischen den beyden Höfen immer mehr vergrößerten.

Der holländische Gesandte zu Konstantinopel, Calcköen, schrieb an Hamel Bruynimy, seinen Kollegen zu Wien, daß der dortige französische Bothschafter, Marquis von Villeneuve, mit dem geheimen Einverständnis und Verknüpfung seines und des preußischen Hofes in der Absicht prahle, um die Pforte zum Kriege gegen Oesterreich, oder Rußland aufzureißen. Ein solches Ereignis wäre damals ein großes Unglück für den Kayser gewesen, weil es ihn des rufischen Beystands gegen die Franzosen beraubt und seine entblößten Erbländer der Wuth eines mächtigen



mächtigen Feindes ausgesetzt hätte. 1734.  
Sobald also das wiener Ministerium durch Hamel Brunnimyr von Villeneuve's Vorgeben unterrichtet war, suchte der Freyherr von Seckendorff, auf Befehl seines Hofes, um ein offensibles Schreiben oder sonstige Urkunde an, worin der Ungrund der französischen Großsprecheren bekräftiget würde, um sich dessen bey den Türken bedienen zu können. Dieß wurde ihm, unter verschiedenen Vorwand, erschwert, bis sich endlich doch der König, auf vieles Sollicitiren, entschloß, an den Grafen 2 Nov. von Seckendorff einen Brief abzulassen, worin er jenes Vorgeben mit dem Namen: „gottloser weiß ausgestreute „Calumnien, falsche Ausstreuungen,“ belegte, und beyfügte, daß er seine „Engagements mit Ihro Kayserlichen „Majestät jederzeit heylig halten werde. „de. „ Als er aber nachher erfuhr, daß der französische Siegelbewahrer Chauvelin behauptete, alle die Reden, deren man Villeneuve bezüchtigte, seyen ohne



1734. ohne Grund, und dieser wolle den Calckoen dießfalls Lügen strafen, so war er sehr aufgebracht über den Frenherrn von Seckendorff, und schrieb an den Rand eines Berichts: „die Cours ge-  
 „fallen mir nicht, sollen an Baron  
 „Seckendorff sagen.“

So lau in der Hauptsache des Königs von Preußen Verhalten gegen Karl den Sechsten war, so konnte er doch immer seine Lieblingsidee, den besten Theil seines Heers zum Dienst des Kaisers marschiren zu lassen, nicht aufgeben. Er ließ seine Kriegslustigkeit auf verschiedene Art blicken, zugleich aber auch seinen Appetit nach der Provinz Limburg und dem kaiserlichen Antheil von Geldern, welches der Preis jener Gefälligkeit seyn sollte. Aber den Kaiser brennte das Feuer, wie der Fürst von Dessau sich bey dieser Gelegenheit in der Tabagie ausdrückte, noch nicht auf die Nägel. Er wollte lieber noch mehr auf's Spiel setzen,



sehen, als den kräftigen Beystand ei- 1734.  
gennüßiger Bundesgenossen mit gan-  
zen Ländern erkaufen \*).

Den preussischen Völkern, die  
bey der Armee gebient hatten, war zu  
ihren

\*) Man liest mit Erbauung, wie würdes  
voll dieser Monarch seinen Unwillen in  
einem Rescript vom 14ten Oct. an den  
jüngern Seckendorff äußert: „ daß  
„ Wir nun von darum, daß so viele  
„ Unserer Bundesgenossen mit einem so  
„ geringen Beytrag verzögern, ganze  
„ König, Reiche und Länder, gleich der  
„ König von Preußen anzutragen scheis-  
„ net, verlihren sollten, wäre eine un-  
„ erhörte Sache. Und wann Uns ja  
„ eine so große Gattatität betreffen sollte,  
„ so würden Wir einer fremden Ver-  
„ mittlung hierunter nicht nöchig haben,  
„ und auch Unseren Betrag gegen jene  
„ von Unsern Allirten, welche sich anjezt  
„ so laulich oder wohl gar widrig bezeu-  
„ gen, künfftighin darnach auszumessen  
„ wissen. So Du dienstfahmer Orten bey  
„ zubringen unermangelt wirst. „



1734 ihren Winterquartieren das zum Erzstift Köln gehörige Sauerland nebst der Feste Necklinghausen angewiesen worden. Nachher aber, weil man fand, daß dieses Land zu klein war, um sie alle zu beherbergen, wurden die, vor dem Rurfürsten von Köln damals besessenen Hochstifter Paderborn, Münster und Osnabrück, nebst den dazu konkurirenden Grafschaften, Herrschaften und Abteyen, hinzugefügt. Durch diese Postirung wollte der Kayser den doppelten Zweck erreichen, die Preußen bey Eröffnung des nächsten Feldzugs wieder bald bey der Hand zu haben, und zugleich jenen äußerst verdächtigen Rurfürsten im Zaum zu halten, — vielleicht auch ihn durch diese starke Einquartierung für seine feindseligen Absichten zu strafen. Es waren nemlich dem kaiserlichen Hof verschiedene Briefe in die Hände gefallen, woraus man sah, daß dieser gute Hirt sich kein Gewißen daraus machte, die Franzosen in seine Länder zu rufen, sie aufzumun-



zumuntern, den Preußen in Besetzung 1734.  
derselben zuvorzukommen, und seine,  
dem Kayser treuen Domkapitel nebst  
ihren Unterthanen durch übermäßige  
Kontributionen zu Grunde zu richten.  
Auch mußte man, daß er ihnen rieth,  
die Reichsstadt Köln zu besetzen. Al-  
les dieß wäre auch gewis geschehen,  
wenn nicht Frankreich besorgt hätte,  
durch einen solchen Schritt die Hollän-  
der aus ihrer parteylosen Schläfrig-  
keit zu erwecken. Der König hatte  
sich die Quartiere in den kölnischen  
Stiftern ausdrücklich erbeten, weil die  
Wohlhabenheit der dortigen Bauern  
und — ihr schöner Körperbau bekannt  
war. Der Kurfürst von Köln gab  
sich außerordentliche Mühe, den Ein-  
marsch der Preußen, welcher der Aus-  
führung seiner gefährlichen Entwürfe  
so hinderlich war, zu hintertreiben.  
Sein Bruder, der Kurfürst von  
Bayern, schrieb einen sehr anzüglichen  
Brief an den Kayser, worin er da-  
gegen protestirte, und es für einen



2734 Eingrif in die deutsche Freiheit ausgeben wollte. Da dieß nichts half, und sich der Kayser auf die Kriegsrason und auf sein Recht stützte, bey einem Reichskrieg die Truppen nach Gutfinden zu verlegen, so wurden thurkölnischer Seits, als die Truppen schon unterwegs waren, mit dem König Tractaten begonnen, damit er seine Truppen gegen eine Summe Gelds in seine eigenen Länder zurücknähme. Aber die Forderungen des Königs waren zu überspannt, indem allein für's Bisthum Münster 650,000 Thaler verlangt wurden, und die Uterhandlungen zerschlugen sich.

Schon auf dem Marsch in die Quartiere hatten sich die Preußen durch ihr hartes und zügelloses Betragen verhaßt und fürchterlich gemacht. kaum aber waren sie in ihren neuen Winterwohnungen angelangt, als eine viel größere Menge Geschweharden aller Art wider sie herbeyströmten, die der thur.





Kurfürst noch mit ziemlich unbestimmten, jedoch leicht zu deutenden Drohungen begleitete. Sie hatten weit mehr, als das, was ihnen nach der getroffenen Uebereinkunft und den Reichsgesetzen gebührte, mit Gewalt erzwungen. Außer der satzungsmäßigen Nahrung für Mann und Pferd, mußte der Quartierträger reichliche Bewirthung und Geld hergeben, und wer sich nicht fügte, wurde grausam mißhandelt \*). Katholische Kirchen wurden zum protestantischen Gottesdienst weggenommen.

§ 3

Durch

\*) Um das Gehäßige dieses Betragens von sich ab und auf den unschuldigen Kaiser zu wälzen, gab die preussische Generalität fälschlich vor, in der mit dem Kaiser getroffenen besondern Uebereinkunft sey ihren Leuten mehr ausgesetzt, als die Reichs- und Kreisordnungen besagten. Aber nach der Konvention konnten die preussischen Soldaten nichts anders, als täglich 2 Pfund Brod für den Mann und monatlich 243 Pfund Haber, 240 Pfund Heu, 280 Pfund Stroh,



1734. Durch übertriebenen Mißbrauch der Ordonnanzpferde zum Reuten und Fahren, so wie der Boten, wurden Menschen gequält und Vieh zu Grunde gerichtet. Wer ansehnlich gewachsen war, wurde zu Kriegsdiensten genöthigt. Die Werber lauerten am hellen Tage auf Kirchhöfen und auf Straßen, und nahmen die Bauernbursche beim Austritt aus der Kirche, und die Fuhrleute von ihren Karren weg, woben verschiedene Personen schwer verwundet und einige umgebracht wurden. Es kam durch diese Werberexzeße, wozu die Garni-

Stroh, berliner Gewicht, für's Pferd fordern. Dieses vergütete der Kayser den Quartierträgern mit baarem Gelde, und zwar monatlich  $1\frac{1}{2}$  Gulden für die Portion und 5 Gulden für die Ration. Ferner waren ihnen die „übrigen Dou-  
„seurs gleich denen Kayserlichen Trup-  
„pen“, zugesagt, und diese konnten nach den Reichs- und Kreisatzungen in weiter nichts, als Obdach, Feuerung, Licht und Salz bestehen.



Garnisonen von Lippstadt, Bielefeld 1734  
und Wesel treulich halfen, ein solcher  
Schrecken unter das Landvolk, daß der  
Gottesdienst unordentlich besucht wurde,  
und eine Menge rüstiger Mannsperso-  
nen außer Lands gieng \*). Rhur-  
Köln trug nun gar keinen Scheu  
mehr, laut zu sagen, daß es durchaus  
keinen Mann zur Armee stellen, son-  
dern seine sämtlichen Kriegsvölker zu  
Haus behalten wolle, um seine Län-  
der von fremden ungerechten Gewalt-  
thätigkeiten und Erpressungen zu be-  
freyen.

Wollte der Kayser sich nicht dem  
Vorwurf der Parteylichkeit und der  
Justizverweigerung bloßstellen, mit dem  
die Uebelgesinnten obnehin freygebüg-  
genus waren, um ihr Neutralitäts-

§ 4 system

\*) Buchholz (a. a. D. S. 135. 136.)  
stellt den Unfug der Preußen sehr ein-  
seitig dar: eben so Fasmann a. a. D.  
S. 524.— 527.



1734. system desto anlockender zu machen, so mußte er als oberster Richter im Reich diesen Greuelthaten nach besten Kräften sich entgegen stemmen. Aber sobald es auf Soldaten und ihren rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Unterhalt und Recrutirung ankam, war Friedrich Wilhelm taub gegen die Stimme der Bündnisse, taub gegen die noch lautere Stimme seines Gewissens. Er nahm, da ihn seine körperlichen Leiden ohnehin noch grämlicher machten, des Kaisers nachdrückliche Briefe (worin vorzüglich die Ausdrücke: „Gelderpressung,“ „Menschenwegschleppung,“ und „muthwillige Todtschläger,“ mißfielen) und der zwey Seckendorffe dringende Vorstellungen sehr empfindlich auf. In seiner schlimmen Laune bildete er sich gar ein, Seckendorff habe die Verdrüßlichkeiten wegen der Winterquartiere vorhergesehen und deswegen seinen Gesandtschaftsposten verlassen. Er berief sich auf die Hannoveraner und Dänen, die es freylich zuweilen nicht

nicht besser machten, \*) gab die Auf- 1734.  
führung seiner Leute für gerecht und  
ordnungsmäßig aus, sagte beständig,  
der Kaiser thue alles mögliche, um  
seinen einzigen Bundsgenossen, der es  
aus Herzensneigung sey, von sich wol-  
lends abwendig zu machen, und suchte  
diesen Monarchen mit der Drohung zu  
schrecken, daß er sein Korps wieder  
heimnehmen wolle. Bey einer solchen  
Stimmung fand auch der Antrag, die  
preussischen Truppen aus den zurück-  
gelegenen Stiftern gegen eine blüige  
Summe herauszuziehen und sie ins  
Erzstift und die Stadt Köln zu ver-  
legen,

G 5

legen,

\*) Die Hannoveraner nahmen, über das,  
was ihnen gehörte, ihren Wäthen  
täglich sieben Kreuzer für jeden Mann  
ab, und die Dänen erbrachen gewaltsam  
des Herzogs von Eisenach Schloß  
zu Altenkirchen, wo sie große Uegez-  
genheiten begiengen. Es waren aber  
auch deswegen Eilboten nach England  
und Kopenhagen abgeschickt worden.



1734. legen, um den Franzosen zuvorzukommen schlechtes Gehör beyrn König. Er stund in dem Wahn, man streue die Nachricht von dem dießfalligen Vorhaben Frankreich's nur deswegen auß, um Gelegenheit zu haben, ihn mit dem kölnischen, und französischen Hof zu entzweyen, und er wollte deswegen sein Hülfskorps nicht in der späten Jahreszeit vergeblich plagen. Stitt daß die Leiden der unglücklichen Einwohner Westphalen's vermindert wurden, wuchsen sie mit jedem Tage, und nach der Art, wie sich die Truppen des Königs dort betrugten, schien es, als wenn die Hochstifter ein von ihnen erobertes Land wären. Nicht zufrieden, eine, den sogenannten ladenburgger Entwurf weit übersteigende Zahl von Rationen und Portionen an Decemb. gesetzt zu haben, \*) erzwang man nun, unter

\*) Nur Ein Beyspiel von ersteren: Jedem Hauptmann eines Infanterieregiments wurden achtzehn Pferdrationen,



unter den größten Mißhandlungen, 1734.  
statt der Naturalverpflegung eine über-  
spannte Geldvergütung. Es mußten  
monatlich acht Gulden für die Ration,  
und vier Gulden für die Portion ge-  
geben werden: und, zum Beweis, daß  
alles auf Erpressung angesehen war,  
sollten für jeden der zwey Monate,  
wo die Verpflegung wirklich gereicht  
worden war, noch drey Gulden für's  
Brod nachgezahlt, und nur ein Gulden  
gut geschrieben werden.

Alle Ortschaften, die sich nicht für 1735.  
gen wollten, wurden mit schwerer Exe- Jan. u.  
cution belegt, als wenn nicht die Ein- Febr.  
quartierung selbst schon Execution ge-  
nug gewesen wäre. In vielen Orten  
wurde dem Landvolk das Gewehr ge-  
nommen, um ihm die Möglichkeit zu  
nehmen, sich gegen die unzähligen Be-  
drückungen zu vertheidigen. Dem Stifte  
Pader:

nen, jedem Lieutenant sieben, und je-  
dem Fähnrich fünf ausgeworfen.



1735. Haberborn gieng es zwar etwas weniger erträglich, als den übrigen, weil die dortigen Stände den Flügelmann ihres Kontingents unter des Königs Leibregiment abgaben, und noch einen Kolofen versprochen. Aber im Bisthum Münster wurde besonders abscheulich gehaust. Dort kam es wirklich so weit, daß ein in die Herrschaft Sennen, mit dreihundert Mann auf Execution geschickter Major von achthundert köllnischen Soldaten und ein paar tausend Bauern angegriffen wurde, wobei von jeder Seite Blut floß. \*)

Die unaufhörlichen Klagen und Vorstellungen, womit der Freyherr von Seckendorff den König bestürmte, die aber alle ohne Wirkung blieben, machten diesen Herrn so verdrüßlich, daß er der Bitte um frühern Aufbruch der preußischen Truppen ebenfalls sein Ohr ver-

\*) Vgl. Buchholz a. a. D. S. 136. Sackmann a. a. D. S. 547. 548.





verschloß. Alle Umstände ließen vermuthen, daß der Feind dieses Jahr den Feldzug bald eröffnen würde. Um ihm zuvorzukommen, sollte das deutsche Heer zu Anfang des März zusammen gezogen werden. Die beyden Seckendorffe mußten daher den König ersuchen, seine Kriegsvölker um diese Zeit ebenfalls dazu stoßen zu lassen. Sie erinnerten ihn an die Konvention, worin ausgemacht war, daß, wenn es die „raison de guerre,“ heischen würde, man sich nicht genau an die bedungene Zeit des Diensts, oder der Ruhe halten würde. Der Kayser glaubte, auf eine solche Gefälligkeit um so mehr Anspruch machen zu können, da das Hülfsquantum nicht vielmehr, als das dem König obliegende Kontingent betrug, diesem aber die Naturalverpflegung nicht zu reichen gewesen wäre, und solches noch überdies wegen der Dienstleistung zu ganz freyer Disposition des Reichs, oberhaupt's gestanden hätte. Des Königs Brief an den Grafen von Seckendorff

1735.

A  
h



4735. Dorff ist ein Beweis seines Mißmuths:  
 „ Wegen den March der Trouppen sol-  
 „ len sie in der Armee seyn, wann die  
 „ Zeith wird 'da seyn, aber in Win-  
 „ ther, Monathen zu campiren, umb  
 „ nichts zu thun, als die Leuthe und  
 „ Pferde ruiniren zu lassen, à la Sa-  
 „ xonne, ist nit hier die Mode; Sie  
 „ sollen nit die Ersten seyn, Auch nit  
 „ die letzten; zum wenigsten repondire;  
 „ wo die Reichs- Armee was entree  
 „ preniren wird, Meine Leuthe gewiß  
 „ mit à tems dabey mit aller Vigueur  
 „ agiren sollen. „

Die Vermuthung, daß diejenigen  
 Männer in Wien, die über die zwey  
 Seckendorffe eifersüchtig waren, ihnen  
 absichtlich so viele gehäßige Aufträge  
 gaben (bey denen es beynahе gleich  
 gefährlich war, sie auszurichten oder  
 zu unterdrücken), um ihren Kredit bey  
 dem König zu schwächen, gewinnt desto mehr  
 Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Sen-  
 dung des Fürsten von Lichtenstein, und  
 die



die Art, wie er sich an dem dortigen Hofe betrug, damit vergleichen. So wie die Lebenskraft des großen Eugens nach und nach schwand, nahm auch sein Einfluß in die Staatsgeschäfte ab, und die Macht des ersten Hofkanzlers Grafen von Sinzendorff und seiner Kreaturen zu. Diese Partey war dem Prinzen von Savoyen und all'n denen, die er empor gebracht hatte sehr abhold, und, nach ächter Hoffitte, arbeitete sie an dem Sturze derselben, die ihr im Wege standen. Man suchte die Rückkunft des Grafen von Sinzendorff nach Berlin, und mit derselben seine fernere Einwirkung in den Gang der nordischen Angelegenheiten, zu hindern. Deswegen war er nicht nur diesen Winter in Maynz beschäftigt worden, sondern es wurde auch, obschon er und sein Nefse immer noch am preussischen Hofe accreditirt blieben, der Fürst Joseph Wenzel von Lichtenstein als außerordentlicher Gesandter dahin abgeordnet. Sein 17 Febr.

Stridi.



735. Creditis sprach bloß von Glückwünschen zu der Genesung des Königs, aber seine geheimen Aufträge giengen dahin, der ministeriellen Aufführung des Grafen von Seckendorff nachzuspüren, den man einer so blinden Nachgiebigkeit gegen Preußen beschuldigte, daß er darüber das Interesse seines Hofes vergaß \*) wo möglich Fehler bey derselben zu entdecken, und den König ihm

\*) Seckendorff bekam Nachricht von dem Schatten, den seine Widersacher dießfall auf ihn werfen wollten, und klagte es einem Beschützer. Aber Eugen antwortete ihm: „daß gegen Sie jemand „einen Verdacht habe, als ob Sie dem „König zu Gefallen das Kaiserliche „Interesse jemahls bey Seite gesetzt „hätten, das habe an Kaiserlicher „Majestät niemahlen vermercket und „ich kenne gar zu wohl ihren guten „Dienst, Euffer und Redlichkeit, umb „daß mir was dergleichen nur einfals „en könnte. Ew. Excellenz seyen „als außer Sorgen u. s. w.“



ihm abgeneigt zu machen — Aufträge, 1735.  
die bey dem Haß des Fürsten gegen  
Seckendorff überflüssig waren. Man  
schmeichelte sich zugleich am wiener  
Hofe, daß die' angesehene Geburt des  
neuen Abgesandten ein günstiges Vor-  
urtheil für sein Anbringen bey dem preus-  
sischen Monarchen erwecken würde.  
Man hoffte, durch ihn verschiedene für  
den Kaiser sehr wichtige Dinge zu er-  
halten, woran Seckendorff's Ueber-  
redungskunst bisher gescheitert war.

Allein man hatte es nicht recht  
angefangen. Lichtenstein war der  
Mann nicht, der für den berliner Po-  
sten taugte. Er war zwar höflich und  
witzig genug, um in den Zirkeln der  
feinen Welt zu glänzen, feurig und  
tapfer genug, um an der Spitze eines  
Kriegshaufens sich auszuzeichnen. Aber  
für einen Negotiator hatte er zu wenig  
Kenntnisse, zu wenig Erfahrung, zu  
wenig Geschmeidigkeit, zu wenig Ge-  
dult, zu wenig Ordnung in den Ideen,



4735. zu wenig ruhigen Prüfungsgeist. Doch war er übrigens ein ehrlicher Mann (so weit es der Hofkatechismus zuläßt): und, wenn es blos auf Thätigkeit und glühenden Patriotismus angekommen wäre, so hätte das Interesse des Kaisers in keinen bessern Händen seyn können. Bey etwas reifern Jahren und in einem andern Fache zeigte Lichtenstein, daß dieser Patriotismus, auf den rechten Zweck geleitet, große Dinge ausrichten konnte (seine mannfaltigen großen Verdienste um die österreichische Artillerie sind allgemein bekannt); aber bey seiner damaligen Bestimmung war er ein edles Reis in einen unrechten Boden verpflanzt. Unglücklicherweise hatte er sich mit lauter Aufträgen beladen, die dem König alle auf eine höchst unangenehme Art an's Herz griffen, ohne auch nur Eine Realität dafür zeigen zu können. Dazu kam noch, daß dieser Monarch wußte, daß Lichtenstein mehr bestimmt war, seinem Sohne zur Thronbesteigung, als ihm



ihm zur Wiederherstellung Glück zu 1731.  
wünschen: denn man erkohr ihn zu  
diesem Posten, als man täglich auf des  
Königs Ende wartete. Anstatt sich  
durch den Stand des Fürsten blenden  
zu lassen, sahe er es als ein Merkmal  
der Geringschätzung von Seiten Karls  
des Sechsten an, daß er ihm seinen  
vertrauten Seckendorff nahm. Wir  
wollen den König selbst hören, wie er  
seinem Herzen gegen Grumblow Luft  
macht: „Ein sicheres Zeichen,“ sagte  
er zu diesem Günstling, „daß eine  
„große Veränderung gegen mich bey  
„dem Wienerischen Hof, ist daß sie  
„Seckendorff diesen Winter weggenom-  
„men, und nicht bey mir gelassen;  
„wir verstunden uns; ich liebe ihn  
„und ästimire ihn; er hielte mir viel  
„zu gut, und wann wir uns böse ge-  
„macht hatten, wurden wir gute  
„Freunde, mehr als zuvor, und es  
„war mein Mann, und habe ich vor  
„ihm gethan, was ich vor keinen Mi-  
„nister in der Welt thun werde. — —



1735. „Was Seckendorff bey mir nicht aus-  
 „richten können, mag ein anderer  
 „wegbleiben. Meine Frau und die  
 „ganze Welt ist gegen ihn, der Fürst  
 „von Anhalt und mein Sohn haßet  
 „ihn, wie die Pest; aber er ist doch  
 „ein brav Kerl und hat mich lieb. —  
 Was dem Fürsten von Lichtenstein seine  
 Unterhandlungen noch mehr erschwehrte  
 war, daß, unglücklicherweise der, durch  
 seine gute Schreibart berühmte und  
 durch seinen öftern Religionswechsel,  
 so wie durch seine übrige Aufführung  
 berühmte Kammerherr Freyherr von  
 Pöllnitz \*) wenige Wochen vor ihm  
 aus Wien angekommen war. Dieser  
 machte eine solche Schilderung vom  
 kaiserlichen Hof und von dem elenden  
 Zustand der Finanzen, des Militärs u.  
 f. w., daß man in Berlin alles, was  
 Lichtenstein vortheilhaftes von der öster-  
 reich.

\*) Er ist der Verfasser nicht nur der so  
 häufig von mir allegirten Mémoires,  
 sondern auch mehrerer andern Bücher.





reichischen Monarchie und ihrem Be- 1735.  
herrscher sagte, für leere Ausschneide-  
reien hielt. Bey Grumbkow verdarb  
er es dadurch, daß er von ihm aus-  
sprengte, er sey an Frankreich verkauft,  
und daß er den Fürsten von Deßau  
in seiner Gegenwart lobte: und ohne  
Grumbkow auf seiner Seite zu haben,  
war es damals nicht möglich, etwas  
auszurichten.

Der jüngere Seckendorff war so-  
wohl vom kaiserlichen Hof, als seinem  
Oheim angewiesen, dem Fürsten von  
Lichtenstein in allem an Hand zu gehen.  
Er concipirte ihm nicht nur seine Be-  
richte nach Wien, nebst seinen Vorstel-  
lungen an den Kayser und das Mini-  
sterium, sondern er wagte es auch zu-  
weilen, ihn zu warnen, wo er glaubte,  
daß er unüberlegt handeln wollte.  
Aber der Eigendünkel des Fürsten er-  
laubte ihm nur selten, Gebrauch davon  
zu machen. Der junge Mann war  
ihm eben so ein Stein des Anstoßes,  
H 3 wie



1735. wie sein Oheim. Er war voll Argwohn gegen ihn, und hatte sogar im Sinn, seinen Kappel zu bewirken, weil, wie er sagte, der Kronprinz, dem sein Gesicht zuwider sey, ihn darum gebeten habe. Er war unflug genug, auch den Haß gegen den Grafen von Seckendorff bey jeder Gelegenheit blicken zu lassen, und laut zu sagen, daß dieser die Sachen am berliner Hof verwirrt habe.

Lichtenstein hatte einen Auftrag, auf dessen Ausrichtung er so erpicht war, daß der Freyherr von Seckendorff ihn kaum mit der größten Mühe davon abbringen konnte, und aus dem man sah, daß es Seckendorff's Gegnern darum zu thun war, ihm zu schaden, es koste, was es wolle, wenn auch die zwey Höfe darüber ganz zerfallen wären. Friedrich Wilhelm's vertrauter Umgang und Briefwechsel mit dem Grafen von Seckendorff war bisher der einzige zuverlässige Weg  
geblie-



geblieben, um über verschiedene Ge- 1735.  
genstände des Königs wahre Gesinnun-  
gen zu erfahren. Seckendorff hatte  
beides zum Vortheil seines Herrn be-  
nutzt, und diesem die Briefe seines  
königlichen Freundes zuweilen mitge-  
theilt, weil Karl der Sechste dieser  
Privatkorrespondenz mit gehöriger Ach-  
tung und Schonung begegnete. Nun  
sollte auf einmal ein offizieller Ge-  
brauch davon gemacht, und der König  
darüber zur Rede gesetzt werden. Er  
hatte sich in einem Handschreiben an  
den Grafen von Seckendorff etwas  
verb über den damaligen Krieg, die  
Unbesonnenheit, mit der man ihn, der  
erzwungenen Wahl August's zu Gefah-  
ren, begonnen, den Schaden, den er  
dem Kayser und Reich brachte, die  
Unmöglichkeit, mit der man ihn fort-  
setzen könnte, herausgelassen. Dieser  
Brief sollte eigentlich die Veranlassung  
geben, um seine „unanständige Schreib-  
„arth zu ahnden, umb so mehr, als  
„mann Ursach zu glauben hätte, daß



1735. „der König das, was Er also an Seckendorff geschrieben, hier und dar  
 „im Römischen Reich bekannt gemacht, umb andere Reichs-Stände auff  
 „gleiche Irrwege zu bringen.“ Zum Glück erfuhr es der Freyherr von Seckendorff vorher und nahm sich die Freyheit, dem Fürsten die übeln Folgen einer solchen Ausrichtung vor Augen zu legen. Er stellte ihm vor, daß es der König sehr übel aufnehmen, den für den kaysrerlichen Hof so nützlichen Briefwechsel endigen, und seinen Kaltfinn gegen den Kayser noch vermehren würde. Auch zeigte er, wie widersinnig es seyn würde, den König wegen dergleichen schriftlicher Aeußerungen befehlen zu wollen, da er mehrmals an öffentlicher Tafel dem Fürsten von Lichtenstein und den übrigen Gesandten eben so anzügliche Worte ins Gesicht gesagt hätte, ohne daß sich jemand unterstanden, sie zu rügen. Lichtenstein war aber so sehr für diese Idee eingenommen, daß es sehr



sehr viele Mühe kostete, ihn davon <sup>1735-</sup> abzubringen. Er mochte aber doch in Privatgesprächen zu vielen Lerm von ermeldtem Brief gemacht haben, daß dem König etwas davon zu Ohren kam. Denn er sagte zu Grumbkow, er habe eine Klage gegen Seckendorff, wovon er ihm befehle, dieselbe Nachricht zu geben, und ihm zu melden, „er würde finden, daß ich „nicht mehr so offenherzig und wie „man im Caffee spricht an ihm schreiben werde, weil der Prinz von Lichtenstein alles aus Wien weiß, was „ich an ihm schreibe. Anjezo schickt „Seckendorff alles nach Wien, welches „nicht hübsch ist, dann ich mit ihm, „wie mit einem Soldaten umgehe, und „nicht wie mit einem Blackscheißer.“

Den Anfang seiner Negotiationen <sup>10. May</sup> machte Lichtenstein mit einer Protestation gegen einen vermutheten Durchmarsch polnischer Völker über brandenburgischen Grund und Boden, um in



1735: die Lausitz einzufallen. Einer seiner Dienstboten hatte bey Croßen etwa funfzig Rüchendragoner eines polnischen Herrn gesehen, die seine Einbildungskraft bis auf viertausend Mann vermehrte, und wovon er dem Fürsten Bericht abstattete. Dieser, ohne sich vorher von der Wahrheit der Sache gehörig zu unterrichten, sagte dem König, er wisse, daß ein Korps Polen unter dem Woywoden von Lublin durch sein Land gehen und in die Lausitz brechen wolle, und er hoffe, daß ihnen der Durchzug verboten werden würde. Er erhielt zur Antwort, der König habe schon öfters sächsische Truppen und Kriegsgeräthschaften durch sein Gebiet gegen die Stanislaisten ziehen lassen: deswegen könne er sich, nach der einmal angenommenen Neutralität, nicht entbrechen, der Gegenpartey ein gleiches widerfahren zu lassen \*). Wenige

\*) S. den zweyten Abschnitt des folgenden Theils.



nige Tage nachher erfuhrt man den 1735.  
Ungrund jener Nachricht, und dem  
Fürsten blieb nichts, als der Verdruß,  
sich ohne Noth beunruhigt zu haben.

Die Wegschaffung des französische  
Gesandten war der zivente  
Punct, auf den Lichtenstein sehr ernst-  
lich drang. Aber der König benahm  
ihm und dem Kayser mit einnemmale 10May,  
alle Hoffnung, durch die förmliche Er-  
klärung, daß er zu Beybehaltung des  
Marquis von Ehetardie befugt sey,  
und ihn auch ferner dulden werde, weil  
nicht nur ebenfalls französische Ge-  
schäftsführer zu Brüssel und Hamburg  
sich aufhielten, \*) sondern auch franzö-  
sische

\*) Mit diesen beyden Ministern hatte es  
aber eine ganz andere Bewandtnis, als  
mit Ehetardie. Joinville's Aufenthalt  
zu Brüssel wurde durch die, ohne des  
Kayfers Zuthun und wider seinen Wil-  
len errichtete Neutralitätskonvention  
wegen der Niederlande, und durch die,  
den Generalstaaten zustehenden Barriere,



1735. fische Minister, Generale, und andere Offiziere sich täglich zu Mannheim einfänden, und daselbst als Freunde aufgenommen würden, ohne daß dießfalls dem pfälzischen Hof das mindeste vorgebracht worden wäre. Er stützte sich dabey auf seine königlichen Vorrechte, als Souverain von Preußen, vermöge deren er überall, er möge sein Hoflager in, oder außer Deutschland haben, fremde Gesandte nach Gutdünken zulassen könne. Dabey erinnerte er, daß dem Kayser bekannt sey, „was  
 „ vor

wo es nicht immer in des Kayfers Macht stand, dort nach Belieben zu schalten, entschuldigt. Hingegen hatte Joinville keinen Zutritt bey der Erzherzogin Gouvernantin. Pouffin wurde bloß auf verschiedener Reichsstände und besonders Kur-Brandenburg's Vorgesprache in Hamburg ferner gelitten, weil man einsah, daß dessen Entfernung, ohne den Reichsfeinden Abbruch zu thun, dem Handel von Hamburg großen Schaden zufügen würde.



„ vor höchst wichtige, den ganzen Kö. 1735.  
 „ niglich Preußischen Etat interessirende  
 „ Ursachen „ (die Furcht vor Frankreich  
 wegen der westphälischen Provinzen)  
 Chetardie's Entfernung bis jetzt ver-  
 hindert haben. Er hat deswegen um  
 so mehr, ihn in Zukunft hierüber in  
 Ruhe zu laßen, da, wie er auß theuerste  
 versicherte, der Aufenthalt dieses Ge-  
 sandten für des Kayfers Interesse fer-  
 ner, wie bisher, ganz unschädlich bliebe.

Friedrich Wilhelm hatte sich durch  
 keine Vorstellung der beyden Seckens-  
 dorffe bewegen laßen, die Erklärung  
 zu thun, daß unter seinen zu Hülfe ge-  
 sandten zehntausend Mann sein Konz-  
 tingent begriffen sey, noch weniger  
 die Regimenter besonders zu nennen,  
 woraus es eigentlich bestehe — ein  
 Umstand, der besonders bey dem zu  
 haltenden westphälischen Kreistag, we-  
 gen der Chicanen von Köln und Pfalz,  
 sehr wichtig war. Lichtenstein mußte  
 dem König noch mehr zumuthen. Er s May.  
 ver.



1735. verlangte, daß Preußen, außer dem Hülfskorps, noch ein Reichskontingent zum Heere abschicken sollte. Der Erfolg davon war, daß Friedrich Wilhelm 10 May. an seine Abmahnung vom Kriege erinnerte, sich auf den bey Gebung seiner Stimme, die er sich nach seinem Vorgeben, „gleichsam abdringen lassen,“ gemachten Vorbehalt, nichts dazu beytragen zu wollen, steifte, und behauptete, man könne mit keinem Recht etwas weiters von ihm fordern, indem es ihm völlig frey gestanden sey, seine Stimme mit, oder ohne Bedingung zu geben. Seckendorff hatte zwar auch öfters den König wegen des französischen Gesandten und des Kontingents angegangen. So lang er aber sahe, daß der König nicht geneigt war, in sein Begehren zu willigen, hütete er sich wohl, auf eine förmliche Entschliesung zu dringen. Dieß that hingegen Lichtenstein, und zog sich dadurch zwey so kategorisch, verneinende Erklärungen zu, die alle Hoffnung für eine fünf



künftige Milde- rung in den dießfalligen Befeh- lungen des Königs ab- schnitten. 1735.

Der Abtey Effen wurde, der vori- ges Jahr gegebenen Versicherung ent- gegen, von der Regierung zu Kleve der Entschluß des Königs angekündigt, daß es wieder nebst den übrigen schutz- verwandten Mitständen von ihm ver- treten werden sollte. Man bediente sich des Vorwands, daß im letzten Feldzug die Mannschaft sehr langsam, und bey weitem nicht in triplo gestellt worden sey. Die Abtiffin wurde aufgefordert, dem König von Preußen Vertretungs- gelder zu bezahlen. Dieser Herr gieng dabey so gewaltthätig und trotzig zu Werk, daß er seinem klevischen Kreis- gesandten von Polmann schrieb, „er „würde von der präfendirenden Ver- „tretung nimmermehr abste- hen, es „mögt- en auch zu Wien Verordnungen „ergehen, wie sie wollten, und würde „ihm niemand einen Krieg desfalß an- „kündi-



1735. „kündigen, und wenn die Aebtiffin hier,  
 „unter sich näher nicht begriffe, solte  
 „nach verflossenen Winter-Monathen  
 „diesertwegen die Execution vorgenom-

März. „men werden.„ Die kievische Regie-  
 rung setzte das Stift durch ein fer-  
 neres, sehr ernstliches und bedrohliches  
 Rescript noch mehr in Verlegenheit.  
 Da sich nun Lichtenstein desselben an-

April u. nahm, so gab dieß zu einem weitläufti-  
 gey. gen Briefwechsel zwischen ihm und dem  
 preussischen Ministerium Anlaß, von  
 dem ich nicht eigentlich weiß, ob er  
 fruchtlos war, oder nicht. Lichtenstein  
 führte die für die eigenen Vertretungs-  
 gerechtfame der Fürstin von Essen und  
 ihre Unmittelbarkeit streitenden Gründe  
 sehr bündig aus. Er bewies, daß in  
 den mit Preußen im Jahr 1701 und 1705  
 geschlossenen Verträgen ausdrücklich das  
 Recht, sich selbst zu vertreten, dem  
 Stift vorbehalten worden sey, und daß  
 der König durch die jetzige Zumuthung  
 die von ihm feyerlich beschwornen  
 Schirmpactaten breche. Dessen unge-  
 achtet



achtet beharrte das Ministerium fest auf seiner Behauptung. Es gieng so weit, es für Mißgunst auszugeben, daß man dem König die Vertretungsgelder nicht gönnen wollte, da doch der Kayser, wider die Verfassung und das Herkommen des westphälischen Kreises (da jedesmals die Stände von ihren Mitständen vertreten worden), und zum Schaden sämtlicher Kreisverwandten, Lüttich, Ostfriesland, Corven, Cornelii-Münster und Aachen bisher vertreten und so beträchtliche Summen davon gezogen. Diesen Vorwurf beantwortete Lichtenstein mit großem Ernst und erwiderte, daß der Kayser, bey seiner reichsväterlichen Sorgfalt und schweren Regierungslast, statt dergleichen Vorrückungen vielmehr allen ersinnlichen Dank von jedem treuen Reichsstand erwarten könne. Dem Vorgeben, als wenn es dem Kayser nicht zustünde, seiner Wahlkapitulation zuwider, diese schon seit 1716 bey dem Kammergericht zu Wezlar anhängige

J

Sache



1733. Sache von da ab und in anderweite Kognition zu ziehen, begegnete Lichtenstein sehr gut dadurch, daß das Reichs- oberhaupt, eben kraft dieser Wahlkapitulation und kraft der, jedem Reichsstand schuldigen Beschirmung, verhindern wolle, damit nicht während des Proceßes das ohnmächtige Stift durch größere executorische Macht von seinen Gerechtfamen verdrängt werden möge.

Kein Wunder ist's, wenn bey diesem unaufhörlichen Haber der König und der Gesandte einander halb müde waren; kein Wunder aber auch, wenn Lichtenstein's Freunde wünschten, seine Sendung ungeschehen machen zu können, weil er die Sachen noch mehr verderbte, als sie vorher waren. Er erhielt eine, seiner Neigung und seinen Talenten angemessenere Bestimmung, wurde zur Armee befehligt, und ver-  
 23 May. ließ Berlin, ohne daß ihm ein einziger seiner Aufträge gelungen wäre, wodurch ihm die Erwartung des goldenen  
 nen



nen Bließes, das ihm, auf den Fall 1735.  
einer glücklichen Negotiation, zugesagt  
war, fehl schlug \*).

Der Graf von Seckendorff wünschte  
das wieder gut zu machen, was der Jun.  
Fürst

\*) Was Pölnitz (a. a. O. p. 307 — 309)  
von Lichtenstein's Negotiation sagt, be-  
darf, wie seine meisten Erzählungen,  
einer sorgfältigen Sichtung. Zur Probe  
will ich die auffallendsten Fehler dies-  
ser wenigen Seiten berichtigen. Die  
Pontons, welche zur Armee giengen,  
negociirte nicht Lichtenstein, sondern  
Seckendorff und sein Vetter; sie wur-  
den nicht auf des Königs Kosten zur  
Armee geschickt, sondern ihm abgekauft  
und mit Pferden, die der Kaiser ans-  
schaffte, an den Rhein gebracht. Der  
König vermehrte die in Westphalen  
übertwinternden Regimenter aus eige-  
ner Bewegung mit einigen Grenadiers  
Kompagnien, weil er sie dort sehr wohl-  
feil ernähren konnte, und zwar wider  
des Kaisers Willen, weil dadurch jene  
Länder noch mehr belästigt wurden.

1735. Fürst verborben hatte. Er machte einen Plan, um das Einverständnis zwischen Oesterreich und Preußen wieder mehr als je zu befestigen. Vermöge desselben sollte Friedrich Wilhelm dem Kaiser zwey Millionen Thaler zu vier Procent auf terminweise Stückzahlung vorstrecken. Dafür sollte er gleich vier und zwanzig große Männer erhalten, und nach Verfluß von zwey Jahren, wo die in weiteren vier Jahren zu endigende Heimzahlung anfieng, noch ein Dußend, statt der Zinse, weil diese in die Reichskriegsoperationskaffe für die brandenburgischen Römermonate kommen sollten. Ferner sollte der König wegen seines Kontingents hinfort in Ruhe gelassen und mit Rußland und Sachsen völlig versöhnt werden. Auch sollte er Elbing bekommen, und der wusterhauser Vertrag von Seiten Oesterreich's pünctlich erfüllt werden, wogegen aber Preußen noch vier Bataillone an den Rhein schicken mußte. Allein Grumbkow, dem Seckendorff  
den



den Entwurf mittheilte, und ohne bes.  
sen Beyhülfe er bloß frommer Wunsch 1735.  
war, hielt ihn für unausführbar, oder  
wollte wenigstens nichts zu dessen Vol-  
endung beytragen: und so blieb alles  
auf dem bisherigen Fuß.

Die im Grunde geringfügigen Hän-  
del wegen der Souveränität von Herz-  
stall trugen auch das ihrige mit bey,  
die beyden Höfe entfernt zu halten.  
Der König hatte zu Herstatt ein Man-  
dat vom 7ten Dec. 1734 anschlagend  
lassen, worin er sagte, daß weder dem  
Herzog von Brabant, noch dem Bi-  
schof von Lüttich einige Souveränität  
in dieser Herrschaft zustünde, und wor-  
in er den Inhalt zweyer vorherge-  
hender Anschläge, die dieß von Seiten  
dieser beyden Fürsten behaupteten, für  
gänzlich irrig und nichtig ausgab. Er  
versprach darin sogar seinen Unter-  
thanen, sie mit bewaffneter Hand ge-  
gen alle brabantische und lüttichische  
Oberherrschaftsanmaßungen zu schü-  
3 3                    gen.



1735. gen. Dieß fiel dem kaiserlichen Hof desto mehr auf, da der Kaiser von jeher im ruhigen Besitz dieser Souveränität über Wandré, (die disseits der Maas gelegene Halbscheid) gewesen war, und da kurz vorher die königlichen Minister dem Freyherrn von Seckendorff in einer Konferenz erklärt hatten, daß sie in dem auf dem rechten Ufer liegenden Theil der Baronie Herstall, der Wandré hieße, dem Kaiser die Souveränität nicht streitig zu machen beehrten, wohl aber dem Fürsten von Lüttich in dem andern. Man blieb bey jener Behauptung preussischer Seits nicht stehen, sondern der

August  
u. Sept. Kommissär des Königs, Geheimerath Rambonet, verlangte von den herstallischen Unterthanen, daß sie die, an die Gerichtsstellen zu Brüssel genommenen Recurse widerrufen sollten, und drohte ihnen, daß sie außerdem mit Soldaten schwer belegt werden sollten. Auch mischte er sich nicht nur in Polizen, sondern auch in Steuersachen, und



und maßte sich die Disposition über die 1735.  
Gemeindegelder an. Man nahm die-  
ses Betragen in Brüssel um so übler,  
da der Hof von Brabant dem König  
einen gewissen Rechtsaufschub (sursé-  
ances) bewilligt hatte, und er, statt die-  
sen zu gichten, und sich bis zu freunds-  
chaftlichem Austrag der Sache, in den  
zu Haag beliebten Konferenzen, ruhig  
zu verhalten, mit gewaltsamen eigen-  
mächtigen Schritten zu Werke gieng.  
Der Freyherr von Seckendorff führte  
dieß den Ministern zu Gemüth, und  
suchte actenmäßig die Gerechtfame sei-  
nes Monarchen darzuthun. Dabey  
nahm sich der kaiserliche Hof, wegen  
seiner dem Bischof von Lüttich geleb-  
teten Garantie, dieses Fürsten nach-  
drücklich an. Dieß fand man sehr  
unfreundschaftlich in Berlin. Man  
behauptete die völlige unumschränkte  
Oberherrschaft über die jenseits der  
Maas gelegene Halbscheid von Herstatt,  
und beschwehrte sich, daß wegen der  
österreichischen Aufhebungen der Pöbel



1735. die schuldige Achtung gegen den König und seine Diener aus den Augen setzte, und Rambonet genöthigt gewesen sey, sich nach Lüttich zu flüchten, um nicht von der rasenden Menge ermordet zu werden.

Es war ein großes Anliegen für den kaiserlichen Hof, wie es diesen Winter mit den Quartieren der preussischen Hülfsvölker anzufangen sey. Denn sie waren so verschrieen, daß jede Provinz Deutschlands vor ihnen, wie vor einer Landplage, zitterte, und kein Stand des Reichs sie gutwillig übernommen hätte. Sie waren, durch die grausame, menschenräuberische und geldgierige Art, wie sie in den westphälischen Stiftern und auf den Marsch zur Armee sich überall betragen hatten, der Abscheu des ganzen Reichs geworden: und der Kaiser theilte diesen Abscheu, wenn er jenen Frevelthaten nicht so gut als möglich vorbeugte. Der König wünschte freylich seine  
 seine



seine Truppen wieder in die Hochstifter 1735.  
verlegt zu sehen, wo sie sich so gut be-  
funden hatten; aber darein wollte der  
Kaysfer durchaus nicht willigen. Se-  
ckendorff schlug dem König vor, sein <sup>Mitte</sup>  
Korps mit zur Moselerpedition herzu- <sub>Sept.</sub>  
geben, wo es Ruhm erwerben könnte.  
Im Rückweg sollte es auf der linken  
Seite des Rheins bis in die Gegend  
von Koblenz oder Bonn marschiren,  
dort übergesetzt werden, und im Klevi-  
schen und Märkischen Winterquartiere  
beziehen, damit es im Frühjahr wieder  
in der Nähe wäre, und die Stände nicht  
unnöthig mit Durchzügen beschwehrt  
würden. Dafür sollte der König, un-  
angesehen daß seine Länder eigentlich  
so wenig als andere von der Einqua-  
rtierung frey zu seyn verlangen konn-  
ten, mit einer billigen Summe Gelds  
entschädigt werden, welche die west-  
phälischen Bissthümer, das Sauerland,  
die Stände des Westerwalds, die  
Stadt Köln, die Wetterau, das Ful-  
daische u. s. w. dem Kaysfer wieder zu



1735. versehen gehabt hätten. Aber an die Mosel weigerte sich der König seine Leute marschiren zu lassen, weil dieß, wie er sagte, ihnen schädlich und verderblich seyn würde, und ins Klevische und Märkische sollten sie auch nicht gelegt werden, weil der Platz für sie zu eng sey. Dafür ließ er dem Kayser die Wahl, ob das Korps entweder in Minden, Halberstatt und Magdeburg gegen eine Entschädigungssumme den Winter zubringen, oder ganz zurückgezogen werden sollte. Der Kayser nahm das erstere an, weil er noch nicht wußte, ob sie ihm nicht im nächsten Jahr nöthig werden könnten, wobey freylich so gut, als wenn sie wieder in die innern preußischen Staaten marschirt wären, zu fürchten war, daß sie abermals einen großen Theil von Deutschland mit Geld und Recruten brandschagen würden \*).

Doch

\*) Nur einige wenige Beyspiele von ihrer Aufführung während des Marsches aus  
der



Doch blieb kein anderer Ausweg 1735,  
übrig, und es kam nun bloß darauf  
an, sich über die Summe zu verstehen,  
mit der der König abgefunden wer-  
den könnte. Anfangs setzte er die Ra-  
tion zu acht Gulden und die Portion  
zu vier Gulden an, und forderte für's  
Ganze auf sechs Wintermonate, mit  
Einschluß des Service und Stallgelds,  
495,000 Gulden. Der Kayser fand ei-  
nen so starken Ansatß um so unbilliger,  
da der König von Preußen schuldiger-  
maßen sein Kontingent hätte stellen,  
es Sommers und Winters selbst ver-  
pfl.

der Gegend von Mainz zur großen  
Armee: In Frankfurt erließ der Prinz  
Leopold von Anhalt eine Signatur an  
den Magistrat, kraft deren ihm ein  
Stückfaß Wein, und dem Obristen  
Graf Dohna eben soviel gereicht wer-  
den sollte. Im Darmstädtischen schlus-  
gen die Preußen einen Greis, dessen  
Sohn in Pommern desertirt war, in  
die Eisen, und nahmen bey der Nacht  
zwey Bauernsöhne zu Soldaten weg.



1735. pflegen, und folglich diese Summe sowohl, als das in die Reichsoperationskaffe zu zahlende eigentlich abrechnen sollen, wo alsdann noch ein namhaftes vom König herauszugeben gewesen wäre. Man berechnete kaiserlicher Seits die Portion zu zwey Gulden und die Ration zu fünf Gulden, und der König stimmte seine Forderung ebenfalls herab, wozu die Reue und Schaam über das Zurückbleiben seines Korps von dem Zug nach der Mosel auch mit beitragen mochte. Es war auf dem Punct, daß zu Heidelberg zwischen beyderseitigen Bevollmächtigten, dem Generalkriegskommissär Grafen von Neßelrod, und dem preussischen kommandirenden General über das Aequivalentquantum von 192,517 Reichsthalern ein Vertrag sollte gezeichnet werden. Die einzige vom Kaiser zur unumstößlichen Bedingnis gesetzte Klausel, daß der Werth der etwa von den Truppen auf dem Heimweg zu begehenden Exceße von der

Sum:





Summe abgerechnet werden solle, zer- <sup>1735</sup>  
schlug die ganze Verhandlung. Man  
weigerte sich preußischer Seits, sie in-  
seriren zu lassen, und gab dadurch still-  
schweigend zu verstehen, daß ferner  
Ausschweifungen sollten begangen und  
geduldet werden \*). Indeß wurde  
der König der langen Verzögerung und  
vielen Einwürfe müde, und äußerte den  
Wunsch, seine Völker in ihre alten  
Standquartiere nach Pommern und  
Preußen, gegen eine Quartierentschä-  
digungssumme für zwey Monate, zu-  
rück-

\*) Daß man dem König, oder seinen  
Soldaten in dieser Vermuthung nicht  
Unrecht that, bewiesen die nachherigen  
bittern Klagen mehrerer Stände, die  
durch den Rückmarsch der Preußen  
schwer heimgesucht wurden, und der  
Arrest, den man auf die bedungenen  
Aequivalentgelder schlagen wollte. Der  
gothaische Gesandte zu Wien, Freyherr  
Ernst Friedrich von Seckendorff, reichte  
eine Liquidation ein, die sich allein auf  
70,000 Gulden belief.



1735. rückzuziehen. Da man diese Truppen wegen der geschlossenen Friedenspräliminarien ohnehin nicht mehr brauchte, so bekam der, ausdrücklich vom König hiezu erkiefte Freyherr von Seckendorff Vollmacht, darüber mit dem preußischen Ministerium abzuhandeln.
- 6 Dec. Er errichtete zum Vergnügen beyder Höfe einen Aequivalentspauschcontract wegen der Winterquartire, vermöge dessen dem König 100,000 Gulden in drey Wochen für alles und jedes sollten gezahlt werden. Der König konnte mit dieser Art der Beendigung zufrieden seyn, weil er dadurch nicht nur die Kosten für die Equipagengelder und den Kriegsfuß ersparte, sondern auch freye Hände bekam, sein Korps in seine innern Provinzen zu ziehen, wo er es aus Furcht vor den Rußen lieber hinwünschte. Der Kaiser hingegen wurde einer lästigen Hülfe wohlfeil genug los, wenn es gleich nun Friede war. Denn man hatte sich preußischer Seits auf diesen Fall vorgese-

gesehen und zum voraus behauptet, daß 1791.  
 die Hülfsvölker ihre völligen Winter-  
 quartire durch den gethanen Feldzug  
 (obgleich sie erst am 20sten April aus-  
 marschirt waren) verdient hätten, und  
 daß, wegen nachgehends sich begeben-  
 der Ereignisse, ihnen mit Recht nichts  
 daran weggezogen werden könne.

Die Herstellung des Friedens war,  
 so sehr Friedrich Wilhelm auch immer  
 gegen den Krieg losgezogen hatte, für  
 ihn sehr unwillkommen, weil sie ohne  
 sein Zuthun und ohne daß ihm dadurch  
 Vortheile zugewachsen, geschah. Er  
 besorgte, daß nun der Kaiser eher im  
 Stande sey, die von Preußen in so  
 manchen Stücken bezeigte Halsstarrig-  
 keit ihm entgelten zu lassen. Die ver-  
 schiedenen Proceße, die er bey den  
 Reichsgerichten hatte, noch viel mehr  
 aber die Werbungen, die er in den  
 österreichischen Staaten hatte, gaben  
 dazu Gelegenheit genug. Er sahe deut-  
 lich, daß dem wiener Hof nicht viel



1735. an ihm gelegen war, weil man ihm weder die Präliminarien des Friedens, noch die Vermählung des Herzogs von Lothringen kund thun ließ. Was ihn aber noch mehr betrübte, war der, allen preussischen Werboffizieren in den kaiserlichen Erblanden (es waren ihrer dreihundert) angeordnete Befehl, sich zu entfernen.

1736. Der Frenherr von Seckendorff  
Jan. hatte um selbige Zeit von seinem Hofe die Erlaubnis erhalten, sich in Particulärangelegenheiten auf einige Monate zu entfernen. Grumbkow, der die beyden Monarchen wieder versöhnen wollte, machte nicht nur dem König glauben, daß diese Entfernung wohl für immer seyn könnte, \*) und daß er dadurch einen der wenigen kaiserlichen Diener einbüßen würde, der es noch gut mit ihm meinte. Er führte es  
es

\*) Seckendorff blieb nur vom 7ten Febr. bis 15ten Apr. abwesend.

es auch als einen neuen Beweis an, 1736.  
daß Karl der Sechste sehr aufgebracht  
gegen ihn seyn müsse. Die Erwägung  
dieser Umstände versenkte den König in  
tiefes Nachdenken. Er schickte seinen <sup>20 Jan,</sup>  
Geheimschreiber, den Kriegsrath Schu-  
macher, an den Freyherrn von Se-  
ckendorff, um ihn zu ersuchen, daß er  
sich seiner Werbungen in Wien anneh-  
men möchte \*). Schumacher mußte  
dabey sagen, wie leid es seinem Herrn  
thäte, daß sich das Mißverständnis  
zwischen ihm und dem Kayser täglich  
vermehrte, ohne die Ursachen dieser  
erstaunlichen Veränderung errathen zu  
können, indem er nach genauer Prü-  
fung seines Herzens und Verhaltens  
nichts habe finden können, womit er  
den Kayser beleidiget habe. Vielmehr  
habe er, mit eigenem Schaden, dem  
Kayser überall zu Gefallen zu leben  
gesucht, sich auf keinen der ihm von  
Frankreich gemachten Vorschläge ein-  
gelassen,

\*) S. den folgenden Abschnitt.



1736. gelassen, und nun scharfe Untersuchung gegen die Anführer seines Hülfskorps wegen der Excese verhängt. Deswegen ließ er Seckendorff'en inständig ersuchen, ihm alle Beschwerden aufzuschreiben, die man in Wien gegen ihn haben könnte, um die, welche er wahr befinden würde, abstellen, und über die andern die nöthige Erläuterung geben zu können. Seckendorff weigerte sich, die Beschwerden seines Monarchen schriftlich zu übergeben, indem er dazu keinen Auftrag habe. Doch sagte er dem Abgeordneten mündlich, worüber er glaube, daß sein Hof übel auf Preußen zu sprechen sey: nemlich über das Betragen in Ansehung der polnischen Handel, über die Weigerung, das Kontingent zu stellen und die Römermonate zu zahlen, über das, seinem Korps ertheilte Verbot, an die Mosel zu marschiren, und über die Excese dieses Korps, wovon das gehäßige mittelbar auf den Kayser zurückgeprallt sey. Er zeigte sich bereit,  
an



an der gewünschten Ausöhnung zu arbeiten, wofern ihm der König sowohl das schriftliche Versprechen, die Römermonate zu entrichten, als ein Recognitionsschreiben für August den Dritten, als König von Polen, mitgeben wollte. Außerdem sey aber nichts zu machen, die üble Harmonie würde immer weiter gehen, und es würde eine Zeit kommen, wo man nicht mehr mit Millionen das erkaufen könnte, was jetzt mit 116,822 Thalern 12 Groschen, als soviel die rückständigen Römermonate damals ausmachten, bewürkt werden könnte. Der Erfolg dieser Botschaft war von Seckendorff's Erwartung himmelweit verschieden. Schumacher hatte vielleicht von dem seinigem etwas hinzu gefügt, oder der König damals eben eine andere verdrüssliche Insinuation erhalten, oder war er über die Zumuthung, eine so große Summe herzugeben (da man ihm doch, trotz alles Mahnens, die hunderttausend Gulden für das Winterquartier

1736,

2



1736. noch schuldig war), erbittert. — Ge-  
 21 Jan. nug, es ergieng<sup>3</sup> ein Befehl an das  
 Ministerium, daß der Freyherr von  
 Gotter (der preußische Gesandte zu  
 Wien) unverzüglich zurückgerufen, kein  
 anderer an seine Stelle kommen, und  
 bloß ein Agent dort bleiben sollte.  
 Damit begnügte er sich nicht: er zog  
 im Tobackskollegium über die Seckend-  
 dorffe los, \*) begegnete dem jüngern  
 mit zurückstoßender Kälte und dem fran-  
 zösischen Gesandten mit zuvorkommen-  
 22 Jan. der Höflichkeit. Grumbkow nahm sich  
 die Freyheit, seinem Herrn schriftlich  
 die

\*) Sein Widerwille erstreckte sich damals  
 auf alles, was diesen Namen führte.  
 Als das Generaldirectorium um einen  
 Befehl bat, die vom Geheimenrath von  
 Seckendorff (er war ein Bruder des  
 Grafen und preußischer Minister bey  
 schwäbischen und fränkischen Kreis)  
 ausgelegten Postgelder zu erstatten,  
 setzte er an den Rand: „Die Zeithen  
 „seynd passiret: Kein Recroute, point  
 de Suisse, ou Prussien.“





die schlimmen Folgen an's Herz zu legen, die ein so heftiger Schritt, wie der Kappel seines wiener Gesandten, haben mußte: Friedrich Wilhelm warf den Brief in's Feuer. Das Ministerium wagte auch eine starke Vorstellung, worin es dem Monarchen sagte, es sey nun keineswegs die Zeit da, sich mit dem kaiserlichen Hof abzuwerfen, und rieth, Gotter'n nicht eher heimzurufen, als bis er von einem andern abgelöst wäre. Dieß machte endlich Eindruck, und des Königs Zorn legte sich wieder nach und nach, doch dann erst ganz, als die hunderttausend Gulden für die Quartiersentschädigung erlegt waren und als nach unablässigem Sollicitiren, der Kayser eine günstige Entschließung wegen der Werbung für das potsdamer Regiment von sich gab. Aber Karl der Sechste war nicht umsonst gefällig gegen den König. Man ließ es in der, vom Hofkriegsrath dem Freyherrn von Gotter gegebenen Resolution merken, daß man



1751 einer freundschaftlichen Erwiederung entgegen sehe, \*) und man hätte es ihm vorhin noch deutlicher zu verstehen gegeben, daß, wenn sein König in Ausführung des Friedensgeschäfts auf dem Reichstage günstig votiren würde, er die Erlaubnis wegen der Werbung für sein Regiment erhalten sollte. Der Freiherr von Dankelmann hatte, ehe er etwas von den veränderten Gesinnungen seines Königs wußte, bereits ohne ganz vernünftige Stimme gegeben, und sich überhaupt noch ungebessener als die bayrischen und kölnischen Gesandten gestellt. Nun erhielt er Befehl, die brandenburgische Stimme ganz nach dem Wunsche des Kaisers einzurichten: und dieses Votum war auch wirklich so, wie es nur der eifrigste Imperialist hätte aufsetzen können.

Aber der König war nur schon einmal zu oft geteilt worden, um nicht durch

\*) S. den folgenden Abschnitt.



durch den geringsten Anlaß wieder be- 1756.  
leidigt zu werden, und der Anlässe zu  
unangenehmen Vorträgen gab es zu  
viele, als daß eine dauerhafte und  
wahre Freundschaft hätte wurzeln kön-  
nen. Im letzten Feldzug war, außer  
dem Hülfskorps, eine Schwadron preuß-  
ischer Husaren am Rhein gestanden,  
für die der König versprochen hatte,  
Brod und Fourage selbst zu bestreiten.  
Da nun der Betrag dafür (es waren  
10,284 Gulden) von dem Freyherrn  
von Seckendorff erinnert wurde, ließ  
zwar Friedrich Wilhelm die Summe  
zahlen, konnte aber folgende beißende  
Anmerkung in seinem Briefe an diesen  
Minister nicht unterdrücken: „ist mir  
„ von Herzen erfreulich, daß Ihre  
„ Kay. Majestät Aerario mit diesen  
„ 6876 Thalern dienen kan. Mit dem  
„ aufrichtigen Wunsch, daß solche Sich-  
„  $\frac{100}{m}$  fach vermehren mögen, weil es  
„ sonst dem obgedachten Aerario fei-  
„ nen sonderlichen Zuwachß machen  
„ dürfte.“



1736. Mit den Werbungen in des Kayser's Staaten gab es, da man preußischer Seits eine widerrechtliche Ausdehnung zu erschleichen suchte, \*) auch öftere Anstände, woben der Hoffkriegsrath sich allen Mißbräuchen standhaft entgegen setzte. Dieß verdroß den König, und weckte alle alten Erinnerungen von Vernachlässigung, oder Zurücksetzung in seiner Seele auf.
- 29 Sept. Der Graf von Seckendorff unterstund sich, ihn nur um zwanzig seiner kleinsten Bataillone und ein paar Millionen zu dem bevorstehenden Türkentrieg anzusprechen, that aber nochmals eine
- 10 Oct. Fehlbitte. Diese abschlägige Antwort war desto unangenehmer, weil sie der König mit vielen Vorwürfen gegen den Kayser begleitete, und jede bessere Hoffnung für die Zukunft benahm.

Es kamen bald noch mehrere Gelegenheiten, wo sich der preußische Hof sehr unnachbarlich gegen Oesterreich betrug.

\*) S. den folgenden Abschnitt.



Betrug. Der Kayser wollte dreytau-  
send Centner ausgetiestes Kupfer und  
Rosettenplatten von Breslau auf der  
Oder und Elbe nach Hamburg schicken.  
Da dieses Kupfer auf des Kayser's  
Kameralherrschaften erzeugt war, wollte  
man es in Wien als Fürstengut ange-  
sehen wissen, das von Zöllen und Ab-  
gaben frey sey, weswegen der Kayser  
selbst an den König schrieb, und der  
Freyherr von Seckendorff bey dem  
Generaldirectorium das nöthige vor-  
stellen mußte. Nach langem Zögern  
und unter mancherley Einwendungen  
erbot sich der König zwar, das Kupfer  
aus bloßer Gefälligkeit zollfrey durch-  
zulassen, aber nicht anders, als gegen  
einen vom Kayser auszustellenden Re-  
vers, daß diese Vergünstigung seinen  
Regalien sowohl, als den Gerechtig-  
keiten seiner Unterthanen (worunter  
er die behauptete Schließung des Oder-  
strome oberhalb Frankfurt, und das  
Stapelrecht von Alt-Stettin verstand)  
keinen Nachtheil bringen sollte. Er

1736.  
Sept.Nov.  
1st.



1736 berief sich dabey auf eine ähnliche, von Ferdinand dem Zweyten im Jahr 1624 bey Gelegenheit von zweytausend Last Borsalz, die der Kayser in Hamburg einkaufen und zum Behuf seiner schlesischen Siedereyen durch das Brandenburgische führen ließ, unterschriebene Urkunde \*). Umsonst stellte Seckendorff vor, daß dieses Salz, als ein wirklich auswärts erkaufter Handelsartikel, von einem kaiserlichen Kameralproduct, das ohne weiter in den Handel zu kommen, unmittelbar zu Geld gemacht würde, ganz verschieden sey, Umsonst sagte er, daß man, bey fernerer Weigerung, das Kupfer einen andern Weg über Lüneburg nehmen lassen würde, wodurch sich vielleicht der  
Kurs

\*) Die kaiserliche Hofkammer schrieb damals an den Freyherrn von Seckendorff: „Daß eine so vorsichtig clausulirte Schrift zur Antwort eines so gnädigsten Handbrieffs und Ersuchungs-Schreiben hätte hervorgesuchet werden sollen, hätten Wir nicht erwartet.“



Kurs des Handels zwischen Holland 1756.  
und den kaiserlichen Erblanden meistens  
dorthin ziehen und dadurch die preußi-  
schen Unterthanen und Gefälle um Ver-  
dienst und Einnahme bringen möchte,  
Umsonst ließ er hoffen, daß Nachgiebig-  
keit in diesem Punct die Verlängerung,  
vielleicht Erweiterung des Salz- und  
Zollvertrags vom Jahr 1727 befördern  
könnte \*). Man behauptete in Berlin  
den einmal aufgestellten Satz, und gab  
den von den bereits dort durchgeführ-  
ten 585 Platten erhobenen Zoll nicht  
wieder zurück, weswegen auch der Kai- 1737.  
ser das übrige über Lüneburg auf der Jun-  
Achse gehen ließ.

Der große Gegenstand, um den sich  
die sechsborffischen Negotiationen ge-  
dreht hätten, die sächsisch-bergische Erb-  
folge, war immer noch der Gegen-  
stand von Friedrich Wilhelm's lieb-  
sten.

\*) Dieser wurde doch im Jahr 1737 von  
dem preussischen Gesandten zu Wien  
ernuert.



1737. sten Wünschen. Aber bey der Aus-  
 söhnung zwischen Oesterreich und Frank-  
 reich waren solche Verabredungen ge-  
 nommen worden, die dem König we-  
 nig Hoffnung zu dem Besitz dieser Her-  
 zogthümer übrig ließen. Man mochte  
 in Wien sich heimlich freuen, daß der  
 König, durch seine öftern Uebertretun-  
 gen des Krontractats und der nach-  
 her geschlossenen Verträge, gewisser-  
 maßen das Schuldbregister, das er ge-  
 gen Karl den Sechsten führte, zer-  
 rissen hatte, und man handelte daher  
 1 in dieser Rücksicht so, als wenn man  
 keine gebundenen Hände mehr hätte.  
 Dem König blieb dieß nicht unbe-  
 kannt. Er nahm es dem Kayser sehr  
 übel, daß er, der doch auf seine Wür-  
 de als oberster Reichsrichter so eifer-  
 süchtig geschienen hatte, alles mit  
 Frankreich verabredete. Doch wollte  
 er einen letzten Versuch machen, ob,  
 bey dem großen Geldmangel des Hau-  
 ses Oesterreich, seine Schätze ihm  
 nicht etwa das Zauberschloß öffnen  
 könn-



könnten. Für zwölf mal hundert tau- 1737.  
 send Thaler hoffte er, sich den Besiß  
 und die Gewährschaft von Berg zu ver-  
 schaffen, und unter dieser Bedingnis ließ Febr. 518  
 er die Summe durch den Grafen von May.  
 Seckendorff sowohl, als durch den  
 Freyherrn von Brand, seinen Gesand-  
 ten in Wien, dem Kayser anbieten.  
 Aber dieser Monarch hatte sich zu weit  
 mit Frankreich eingelassen, um, so sehr  
 er auch das Geld brauchte, etwas  
 ohne diese Krone vornehmen zu kön-  
 nen. Man wies das Anerbieten ab,  
 und zwat benahmen sich Singendorff  
 und Bartenstein dabey nicht auf die  
 feinste Art gegen den Herrn von  
 Brand. Seckendorff ließ den König  
 daran erinnern, daß er ihn so oft vor-  
 der französischen Falschheit gewarnt  
 hätte, und gab zu erkennen, daß nun  
 nichts mehr zu machen sey\*). Dieß  
 merkte

\*) Vgl. Buchholz a. a. O. S. 139. 140.  
 Pöllnitz a. a. O. p. 315. 316. 322.  
 324 — 330. 336. 337.



1737.  
 Ende  
 Jun. merkte sich der König. Bald nachher  
 baten ihn die beyden Seckendorffe  
 um die Erlaubnis, daß die berliner  
 Banquiers Splittgerber und Daum dem  
 Kayser eine Million Gulden gegen  
 drey Procent Provision und sechs Pro-  
 cent Intereßen vorschießen dürften, wo-  
 gegen die von den böhmischen Ständen  
 zu zahlenden, aber langsam eingehenden  
 zwey Millionen Türkensteuer zur  
 Sicherheit dienen und die Summe in  
 zwey Jahren wieder erstattet wer-  
 den sollte. Friedrich Wilhelm erlaubte  
 den Wechslern, das Geld herzugeben,  
 schrieb aber dabey an den Freyherrn  
 von Seckendorff: „Indessen begreiffe  
 „Ich nicht, warum man diesen Weg  
 „erwehlet, zu Gelde zu kommen, da  
 „Ich Selbst ein weit kürzeres Moyer  
 „an die Hand gegeben, eine größere  
 „Summe, ganz leicht, und bloß gegen  
 „Guarantirung dessen, was bereits  
 „sancte versprochen ist, zu erhalten.“
- 3 Jul. Da nun hierauf der Freyherr von Se-  
 ckendorff ihm vorstellte, daß das splitt-  
 gerberi-



gerberische Handelshaus nicht so viel 1737.  
aufbringen könnte, und der König un-  
ter dem Namen obiger Banquiers die  
Million herschießen möchte; so bekam  
er zur Antwort: „Anlangend den Vor-  
„schlag—, daß Ich denen Banquiers  
„Splittgerber und Daum mit einer  
„Million fl. zu Bestreitung des Vor-  
„schußes unter die Arme greiffen möch-  
„te, so kan solches, auff solchje Weise  
„nicht geschehen, weil Ich nicht als  
„ein Kauffmann auff Zinsen und Pro-  
„fit zu handeln gewohnt bin. Wohl  
„aber bin Ich, als ein wahrer Freund  
„von Ihro Kayserlichen Majestät er-  
„bötzig und bereit, Deroselben zum  
„Dienst, à fond perdu, sogleich zwey  
„Millionen Gulden zu zahlen, woserne  
„Sie mir die, dem General Feldmar-  
„schall bewuste billige conditiones, ac-  
„cordiren wollen. Auff diesem Fuß soll  
„diese Sache bald zu Stande kommen.“

So endigten die Seckendorffs-  
schen Staatsverhandlungen. Der  
Neffe



1737. **Sept.** Neffe wurde zurückgerufen \*), und vom König gnädig, vom Kronprinzen aber sehr kalt entlassen. Der Oheim, der noch immer wieder nach Berlin zurückzukommen hoffte, fand im Türkenkrieg die Quelle seines Unglücks, und überließ es seinen Nachfolgern, das morsche Gebäude wankender Hoffreundschaft noch einige Jahre kümmerlich zu stützen, bis es, nach den beyden Regierungsveränderungen, geräuschvoll und fürchterlich einstürzte, und eine neue Ordnung der Dinge für Europa aus der allgemeinen Verwirrung hervorgieng.

**Anfang Octob.**

\*) Er hatte im Februar einen Ruf als ansbachischer Geheimerrath erhalten, und im April vom Kaiser seinen Abschied begehrt.

---

 Zweyter Abschnitt.

## Preussische Werbhändler.

1729 — 1737.

---

Der Werbungen, die dem König von Preußen so manche Freude und so manchen Verdruß machten, bediente sich Seckendorff und sein Neffe theils als Sporn, um den Monarchen zu etwas anzutreiben, theils als Zügel, um ihn von etwas abzuhalten. Recruten für das potsdamische Corps, Flügelmäner für die andern Regimente, waren die gewöhnliche Dreingabe bey jedem Handel, den man mit dem König, oder mit seinen Lieblingen abmachte, Begünstigung oder Einschränkung der gewaltsamen, oder freywilligen Werbungen der Maasstab, wornach Friedrich Wilhelm

L                      helm



helm seine Gefälligkeiten berechnete. Um diese Wuth nach riesenmäßigen Menschen zu stillen, scheute der sonst so karge Fürst keine Kosten, und verschmähte, trotz seiner Friedensliebe, kein Mittel, wenn es ihn auch mit halb Europa in Streit versetzt hätte \*). Daher jene beständigen Zänkereyen mit  
großen

\*) Es ist lustig zu lesen, aus welchen Gründen er seine Ansprüche auf die großen Leute in anderer Herren Länder gründete: „Wegen der Anwerbung großer Leute glaubte er in seinem Gewissen, daß ihm durch deren Verweigerung Unrecht geschehe, und die großen Männer ihm von Gott so gut als vermacht wären, da er solche zu schätzen und vorzuziehen wisse, und er pflegte sich zuweilen recht zu ereifern, wenn andere Grundherren Schwierigkeiten machten, da sie die großen Leute selbst nicht zu brauchen wußten, noch auch so hoch bezahlen und unterhalten könnten.“ Morgenstern a. a. O. S. 203.



großen und kleinen Mächten, jene Greuelscenen in Westphalen und Franken. Daher die häufigen Vorstellungen der beyden Seckendorffe wegen entführter, gezwungener, oder Kapitulationswidrig zurückbehaltener Soldaten \*). Daher endlich auch jene ungeheu-

L 2

geheu

- \*) So bewirkte unter andern der jüngere Seckendorff im Jahr 1735 die Loslassung des Rinaldo de Rossi, eines mahländischen Edelmanns, und im Jahr 1736 des löwenischen Studenten Edmund Tool, beydes nach dem Wunsche der Erzherzogin Gouvernantin. Der Graf von Seckendorff versichert in einer seiner Relationen den Kayser, „daß  
„dieses Werbsgeschäft allein fähig, ein  
„nem Menschen das Leben zu kürzen,  
„denn man auff der einen Seite die  
„beständige Klagen hören muß, auff  
„der andern Seite aber, wenn auch  
„Ehr und Reputation dabey verlohret  
„gienge, kein Mittel zu ersinnen weiß,  
„wie der Sachen mit Bestand abzu  
„helfen.“



geheuern Summen, die auf ihre Beschaffung verwendet wurden \*).

Mit keinem seiner Nachbarn zerfiel Friedrich Wilhelm so sehr, als mit König Georg dem Zweyten von Großbritannien. Die unbezwingliche Antipathie, die zwischen diesen beyden Schwägern schon seit ihrer frühen Jugend statt fand, \*\*) war Ursache,

\*) Es wurden z. B. im Jahr 1735 für sechs und vierzig Recruten 43,000 Thaler aus dem Schatz bezahlt. Der theuerste, von dem ich weiß, war der, den der General Schmettau im Jahr 1732 verschaffte: er kostete 5,000 Thaler und noch dazu einen Platz in einem Stift für Schmettau's Schwester. Faksimann behauptet (a. a. O. S. 723), daß von 1713—1735 zwölf Millionen Thaler Werbegelder aus den Staaten des Königs in andere Länder gegangen sind.

\*\*) Vgl. Morgenstern a. a. O. S. 39—41. Anm. \*) 90, 242—244.



sache, daß sie sich nicht leicht etwas von einander gefallen ließen, und äußerte sich bald auf eine Art, worüber beynahе ganz Deutschland in Flammen gerathen wäre. Georg hatte schon mit icheelen Augen angesehen, daß die Kommission in Mecklenburg auch auf Brandenburg ausgedehnt worden war, und daß die Preußen in jenem Lande ihre gezwungenen Werbungen ungescheut zu treiben anfiengen. Noch weniger gleichgültig aber war er dabey, daß die Preußen nicht allein, dem aufgerichteten Kartel zuwider, blos die kleinen Soldaten, die zu ihnen herüber giengen, auslieferten, die großen aber behielten, sondern sogar hannöberische Unterthanen mit Gewalt, theils bey ihrer Durchreise durchs Brandenburgische, theils selbst auf jenseitigem Grund und Boden zu Soldaten wegnahmen. Alle Beschwerden und Vorstellungen, die desfalls gemacht wurden, blieben fruchtlos und meistens unbeantwortet: und Georg be-



schloß, sich auf eine andere Art zu helfen \*).

1729. Es hatte den König von Preußen  
 Anfang schon sehr verdroßen, daß sein Schwa-  
 Jun. ger, dem stets beobachteten Gebrauche  
 des vorigen Königs entgegen, und ohn-  
 geachtet es von Berlin aus erinnert  
 wurde, versäumt hatte, ihm seine An-  
 kunft in Herrenhausen wissen zu las-  
 sen. Sein Unwille nahm zu, als man  
 28 Jun. ihm berichtete, daß die Bauern des  
 lüneburgischen Dorfs Bulitz, mit Hülfe  
 eines hannöversischen Detachements von  
 dreihundert Mann, das Heu von der  
 unter das altmärkische Amt Distorf  
 gehörigen, aber von ihnen gepachte-  
 ten, sogenannten kleinen Clameys  
 Wiese weggenommen und die dort be-  
 findlichen brandenburgischen Bauern  
 und

\*) Vgl. Pöln. a. a. O. p. 139—141.,  
 wo eine lustige Anekdote vom kaiserli-  
 chen Botschafter von Bentzenrieder vor-  
 kommt.



und Reuter vertrieben hätten. Aber 1729.  
sein Zorn erreichte den höchsten Grad,  
als er erfuhr, daß man um die nehm-  
liche Zeit im Hannöberischen anfieng,  
alle durchkommende preussische Unter-  
offiziere und Soldaten, wenn sie auch  
mit guten Pässen versehen waren, anz-  
zuhalten und in Arrest zu setzen. Er  
kam ganz außer sich, als er hörte, daß 3 Jul.  
man den Herrn von Reichenbach,  
preussischen Residenten zu Hannover,  
bedeutet habe, er würde wohl thun,  
sich wegzubegeben, woferne er keinen  
wichtigen Auftrag hätte. Die spötti-  
schen Reden, deren sich Georg der  
Zwente bey jeder Gelegenheit von  
Friedrich Wilhelm bediente, erbitterten  
ihn immer noch mehr, ob er gleich sei-  
ner Seits in dieser Rücksicht nichts  
schuldig blieb.

Für den Kayser war dieser Anlaß,  
die nach Georg's des Ersten Tode be-  
fürchtete Ausöhnung der zwey Könige  
noch mehr entfernen zu können, sehr



1729. erwünscht. Auch thaten seine Gesand-  
 ten an beyden Höfen, Kinsky und Se-  
 ckendorff, so sehr sie außerdem einan-  
 der entgegen waren, ihre Schuldigkeit  
 aufs beste: sie handelten als treue  
 österreichische Diener, und schürten das  
 Feuer so gut sie nur konnten. Ueber-  
 dieß wurde in Berlin von dem Für-  
 sten von Anhalt, in Hannover aber  
 von dem Geheimenrath Freyherrn von  
 Hardenberg, dem Feldmarschall von  
 Bülow und dem Obristen von Ilten,  
 theils aus Eifer für den Dienst und  
 die Würde ihrer Herren, theils aus  
 Privatabsichten, die Uneinigkeit sehr  
 sorgfältig unterhalten. Es war also  
 nicht zu verwundern, wenn man auf  
 beyden Seiten friedfertigen Gesinnun-  
 gen so wenig Gehör gab. Zwar wur-  
 7 Jul. den anfangs von Berlin aus ziemlich  
 bescheidene Vorstellungen gemacht, um  
 das Heu und die Soldaten wieder frey  
 14 Jul. zu bekommen. Aber hannövrischer  
 Seits behauptete man die Gerechtig-  
 keit der Repressalien, und wollte die  
 Arre-



Arrestanten nicht eher loslassen, bis vorher alle zurückgeforderten Hannoveraner herausgegeben seyen. Nun gieng der König von Preußen zu Drohungen über, und da seinem Geheimrath Canngießer, der eine kategorische Antwort zu Hannover betreiben sollte, eine schöne Begegnung vom dortigen Ministerium widerfuhr, so erhielten alle thurmärkischen und magdeburgischen Regimenter (zusammen 44,000 Mann) Befehl, sich zum Marsch anzuschicken. Nicht genug: der König von Polen machte, in Gemäsheit eines zwischen ihm und seinem Nachbar bestehenden Defensivbündnisses, 12,000 seiner Soldaten beweglich, \*) um eben so vielen Hessen, die dem König von

L 5

Eng.

\*) Dafür gab nachher der König von Preußen freywillig 50,000 Thaler als eine Entschädigung, und als sie August nicht annahm, schenkte er ihm an deren Statt 250 Pferde für die Reuterey, wovon jedes 58 Thaler kostete.



1729. England zu Diensten stunden, die Spitze zu bieten. Der Kayser hielt sich ebenfalls gefaßt, Preußen mit einer guten Anzahl Kriegsvölker beizustehen. Man sprach auch schon von 8,000 Dänen, 6,000 Schweden, 5,000 Holländern und einigen tausend Wolfenbüttelern, die sich marschfertig hielten, um sich auf hannöverische Seite zu schlagen. Das nördliche Deutschland war also mit einem blutigen Kriege bedroht wegen einiger Führen Viehfutter und ein paar hundert vorenthaltener Kriegsknechte. Der Briefwechsel war indeßen mit Lebhaftigkeit, aber ohne Erfolg fortgesetzt worden, und der König schon völlig gefaßt, sein Heer bey Magdeburg zu versammeln und in die thurbraunschweigischen Staaten damit einzufallen, als das hannöverische Kabinet Mittel fand, den König von Polen zu bereden, daß er seine Vermittelung anbot, und zum Frieden 2 Sept. rieth. Hierauf erklärte England, daß es bereit sey, den Zwist durch Media-

dia



diation, oder schiedsrichterlichen Spruch 1729.  
beylegen zu lassen. Es wurde in Berlin ein Staatsrath gehalten, wo im Beyseyn des Königs die Annahme, oder Verwerfung dieses Vorschlags von seinen Generalen und Ministern in reife Ueberlegung gezogen wurde. Friedrich Wilhelm besann sich: sein Unrecht erkannte er wohl nicht; aber den Schaden, der für Deutschland und für ihn selbst durch diesen Krieg entstehen möchte, konnte er sich nicht verheelen, und die Langsamkeit, womit die österreichischen Truppen sich zu seinem Beystand anschickten, mochte ihm auch auffallen. Er hörte auf die triftigen Gründe derer, die für den Frieden stimmten, und vor den hinterlistigen Aufhebungen Oesterreich's und Sachsen's warnten, wodurch die zwey stärksten Säulen der protestantischen Religion geschwächt werden sollten. Es wurde, da Hannover die Vermittelung des Königs von Polen unter dem Vorwand ablehnte, daß er damals weit abwe-



1729. abwesend und in Warschau sey, von  
 6 Sept. jeder Seite ein Schiedsrichter er-  
 nannt. Preußen warf sein Zutrauen  
 auf den Herzog von Gotha, England  
 wählte den Herzog von Wolfenbüttel,  
 und die Stadt Braunschweig wurde  
 zum Ort erkieszt, wo die beyderseiti-  
 gen Bevollmächtigten zusammen kamen.  
 Wolfenbüttel schickte den Grosvogt  
 Freyherrn von Stain nebst dem Obri-  
 sten von Niephagen, Gotha aber den  
 Geheimenrath von Uffeln nebst dem  
 Obristen von Kautenkrantz. Unter ih-  
 nen arbeitete der preußische Geheime-  
 justizrath Mylius und der hannöve-  
 rische Generalauditeur Hoge.

1730. Diese Nachgiebigkeit von Seiten  
 Preußen's kam Seckendorff'en sehr un-  
 gelegen, nicht blos weil dadurch der  
 Ausbruch öffentlicher Feindseligkeiten  
 gehemmt wurde, sondern auch weil  
 ihm nun die Gelegenheit wieder ver-  
 schwand, den König von Polen mit  
 England zu entzweyen, und ihn auf  
 diese





diese Art auch wider seinen Willen 1736  
auf kaiserliche Seite zu ziehen \*).  
Doch gab er noch nicht alle Hoffnung  
auf. Sein an Hülfsmitteln fruchtbarer  
Kopf versagte ihm auch hier den Dienst  
nicht. Seckendorff's größtes Bestre-  
ben gieng dahin, den braunschweigis-  
schen Kongreß wieder zu zerreißen.  
Der König von Preußen theilte ihm  
alle die Vorschläge, die von den  
Schiedsrichtern, oder von Hannover  
gemacht wurden, nach seiner gewohn-  
ten Vertraulichkeit mit, und Seckens-  
dorff war schlau genug, in den mei-  
sten Parteylichkeit, Unbilligkeit, oder  
Geringschätzung zu finden. Er mun-  
terte den König immer auf, sich nicht  
vor ganz Europa beschimpfen, oder  
militärische Dinge durch juristische Spitz-  
findigkeiten in die Länge ziehen zu las-  
sen, sondern den Knoten mit dem  
Schwert zu lösen. Er zeigte ihm die  
nahe

\*) Vgl. den 1sten Abschn. des folgenden  
Theils.

1730. nahe Hilfe des Kayfers und des Königs von Polen, und brachte es so weit, daß nach der Zurückkunft von Dresden, wo Friedrich Wilhelm in Gesellschaft Seckendorff's einen Besuch abgestattet, und von August's Beystand sich aufs neue vergewißert hatte \*) , nach Braunschweig von Seiten Preußens geschrieben wurde, daß der Kongreß den 24sten April geendigt seyn müsse, und zugleich der Befehl an die Armee abgieng, sich am 1sten May zu versammeln. Durch diese Künste gelang es Seckendorffen wohl, die Konferenzen zu Braunschweig zu verlängern; aber auseinander Sprengen konnte er sie doch nicht. Die Gesandten der vermittelnden Höfe arbeiteten mit so viel Eifer und Einsicht an der Ausgleichung, daß sie endlich jede der streitenden Parteyen befriedigten.

Als

\*) S. den ersten Abschnitt des folgenden Theils.



Als die Entschließung Hannover's 1736  
in Berlin ankam, sich dem, von den  
Schiedsrichtern zuletzt vorgeschlagenen  
Auskunftsmittel zu unterwerfen, that  
Seckendorff sein möglichstes, damit  
wenigstens der König nicht weiter nach-  
gäbe, als er ihm versprochen hatte.  
Der englische Gesandte Du-Bourgay  
sollte dießfalls Audienz haben. Se-  
ckendorff erfuhr es durch einen Brief<sup>30 März.</sup>  
des Königs, als schon die Postpferde  
vor Du Bourgay's Wagen gespannt  
waren. Schnell setzte er sich zu Pferde  
und jagte in sieben Viertelstunden nach  
Potsdam, wo er eine Stunde vor  
Du Bourgay anlangte, und Zeit genug  
hatte, dem König seinen Absichten ge-  
mäs vorzubereiten und an die Hal-  
tung seiner Zusage zu erinnern. Die  
Schiedsrichter sprachen von den 51<sup>16. n. D.  
Apr.</sup>  
Hannoveranern, die Kurbraunschwei-  
gischer Seits aus preußischen Diensten  
reclamirt worden waren, 20 dem Kö-  
nig von England und 18 dem König  
von Preußen zu (13 waren nicht mehr  
unter



1730. unter den preußischen Regimentern ausfindig zu machen), worauf die 202 gefangenen Preußen ebenfalls ihre Freyheit wieder erhielten \*). Seckendorff sah diese Herstellung des guten Vernehmens sehr ungerne. Doch wurde er dadurch einigermaßen beruhigt, daß
- 29 Apr. der König dem Grafen von Degenfeld, seinem Gesandten in London, den Befehl gab, bey allen Gelegenheiten zu erkennen zu geben, daß, ob er zwar die Freundschaft des Königs von Großbritannien „lieb und werth hielte, seine Meynung doch keineswegs wäre, an demjenigen auch nur im geringsten zu manquiren, wozu er, gegen Ihre Kaiserliche Majestät und das Reich — verbunden wäre. „
1731.            Statt daß der König von Preußen sich durch die Unannehmlichkeiten, die ihm
- ihm

\*) Vgl. Buchholz a. a. D. S. 109—110.  
 Böllnitz a. a. D. P. 194—196. Fassmann a. a. D. S. 401—403.



ihm seine Werberceße zuzogen, hätte 1731.  
sollen witzigen lassen, setzte er sie viel  
mehr noch ärger fort, und ließ unter  
andern abermals mehrere Hannove-  
raner gewaltsam wegnehmen. Diese  
fortdauernde Beeinträchtigung veran-  
laßte Georg den Zweyten, daß er ei-  
nem Freundschaftstractat, den er mit 3 Aug.  
Kür-Sachsen schloß, zum äußersten  
Mißvergnügen Friedrich Wilhelm's, ei-  
nen eigenen Artikel einschaltete, wo-  
durch beyde Mächte sich die Sicherheit  
ihrer Staaten gegen jede fremde Wer-  
bungen, Märsche, Einquartierungen u.  
s. w. garantirten. Dieß war ihm nicht 1732.  
genug: er arbeitete eifrig an einer  
Verbindung der vornehmsten Reichs-  
stände und Holland's gegen die preuß-  
fischen Werbungen. Seine Bemühun-  
gen hatten desto mehr Erfolg, weil  
die Gewaltthaten und Unregelmäßigkei-  
ten, die sich die brandenburgischen  
Offiziere auf fremdem Grund und Bo-  
den erlaubten, immer weiter giengen,  
immer unerträglicher wurden. Kein

N

schö,



1732. schöner Mann an der Gränze, oder in andern Diensten war vor Raub, oder Verführung sicher, und die Fürsten ließen sich dieß nun weniger gefallen, als ehemals, weil große Soldaten überall Mode zu werden anfiengen. Wirklich setzten sich mehrere mächtige Stände zusammen, besonders Hannover und Rhur-Köln, um sich selbst Ruhe gegen die unaufhörlichen Beeinträchtigungen zu verschaffen. Diese Selbsthülfe wollte der wiener Hof nicht leiden; aber der Einwurf, daß niemand zu verdenken sey, sich selbst zu schützen, da das Reichs-oberhaupt es nicht hinlänglich zu thun vermöge, war zu triftig, als daß man kaiserlicher Seits ihn hätte widerlegen können. Umsonst warnte Seckendorff den König, und erklärte ihm, daß er in diesem Stück sich gar keines Beystands vom Kayser zu vertrösten habe; umsonst ergiengen gerichtliche Verordnungen deswegen an Brandenburg. Friedrich Wilhelm war unbekehrbar,

Gleich



Gleich darauf wurde der preußische Major von Quad im Hessen-Kasselischen Gebiet über gewaltsamer Anwerbung ertappt, und, nach Inhalt der alten und neuen Patente, arretirt. Es wurde ihm mit vielem Glimpf begegnet, der Degen gelassen und die Erlaubnis gegeben, überall in Kassel frey herum zu gehen. Der König hingegen verfuhr nicht so säuberlich mit zwey heftischen Offizieren, die er wiedervergeltungsweise im Halberstädtischen auf offener Heerstraße anhalten ließ. Man nahm ihnen die Degen und brachte sie auf die Citadelle von Magdeburg, an einen solchen Ort, „daß man sich schämte, solchen zu beschreiben.“ Der Prinz Wilhelm, Statthalter von Heßen, war darüber so aufgebracht, daß er nach Bonn, Hannover und Dresden schrieb, und sich bereit erklärte, in alle die Maasregeln einzutreten, welche diese drey Höfe gegen die preußischen Werbungen zu nehmen für gut finden würden. See



1732. Kendorff, der damals in Kassel zu thun hatte, stellte dem König vor, was daraus für unangenehme Weitläufigkeiten entstehen würden, und verschaffte dadurch den heßischen Offizieren ihre Freyheit.

Des Königs Glück war es, daß ihn die protestantischen Fürsten für einen der standhaftesten Vertheidiger ihrer Religion ansahen, und daß die Katholischen ihn fürchteten: sonst wären zuverlässig ernstlichere und allgemeinere Maasregeln gegen den immer mehr überhand nehmenden Unfug ergriffen worden. Zwar gab Friedrich Wilhelm ein scharfes Patent gegen alle widerrechtliche Unternehmungen seiner Werber \*). Aber dieß geschah nur zum Schein: denn kein Uebertreter wurde gestraft, vielmehr wußten seine Offiziere, daß sie sich dadurch am beliebtesten machen konnten, wenn sie  
viele

\*) Vgl. Buchholz a. a. O. S. 115.





viele große Leute schafften, sie mochten 1732.  
herkommen wo sie wollten.

Der zu Aachen auf Werbung stehende Lieutenant von Wollschläger, vom fleistichen Regiment, wurde das Opfer dieses traurigen Diensteyfers. Er machte mit dem Lieutenant Delwich, der im Dienste der Reichsstadt Aachen war, und das entehrende Handwerk eines Zubringers für mehrere Mächte trieb, den Anschlag, einen schönen, zu Mastricht in Besatzung liegenden Grenadier von der holländischen Garde, zu verführen. Es wurde unter einem Mitte  
Dec. falschen Namen an ihn geschrieben, ihm eine Korporalsstelle und, da er ein guter Graveur sey, die Verfertigung der Grenadiermützen für das ganze Regiment zugesagt \*).

M 3                      liche

- \*) Dieser Pfiff läßt sich doch noch eher hören, als der, den ich von einem Unteroffizier eines deutschen Regiments in französischen Diensten weiß. Ein einfältiger Schäfer hatte zwar Lust,  
Dien



1734. liche Mann, Bülow hieß er, zeigte den Brief seinem Hauptmann. Dieser war, nebst einigen andern Offizieren, die davon Nachricht erhielten, natürlich aufgebracht, daß man abermals einen ihrer Leute zum Meineid verleiten wollte. Er allein hatte seit ein paar Jahren zwanzig seiner größten Leute durch Desertion verloren (wovon die Hälfte noch in Wesel war, und wovon der kleinste sechshundert Thaler zum Lohn seiner Treulosigkeit bekommen hatte), und die Mastrichter Besatzung innerhalb acht Jahren bey dreytausend Mann. Man war also froh, endlich einen dieser schamlosen Verführer, denen man eine so beträchtliche Einbuße zu verdanken hatte, auf der

Dienste zu nehmen, aber seine größte Bedenklichkeit bestund darin, daß er dann seinem Gewerbe entsagen müßte. Der schlaue Werber fürnte ihn damit an, daß er ihm versprach, er sollte Regimentschäfer werden.



der That ertappen und der Gerechtigkeit überliefern zu können. Es wurde dem Grenadier Bülow ein Brief dictirt, worin er seine und eines seiner Kameraden Bereitwilligkeit, preussische Dienste zu ergreifen, äußerte, und den verkappten Werboffizier nach dem holländischen Dorfe Galoppe (Zülpen) bestellte. Wollschläger gieng, trotz der Warnungen des ihm zugegebenen Sergeanten Baumgarten, in die Falle. Er verfügte sich mit Delwich und Baumgarten nach Galoppe, wo er die zwey Grenadiere in einem Gasthose antraf. Aber kaum hatte er seine Unterhandlungen und Messungen angefangen, so traten acht versteckt gewesene holländische Unteroffiziere hervor, griffen ihn und seine Begleiter, und brachten sie nach Mastricht. Hier wurde von neun Stabsoffizieren, von denen der jüngste dreyßig Dienstjahre zählte, Kriegsrecht über sie gehalten, und, nach den vorhandenen Gesetzen, das Urtheil des Todes über die bey-



1733. den Offiziere ausgesprochen. Sie wur-  
 21 Jan. den, demselben zu Folge, arquebusirt;  
 der Sergeant aber mußte der Hinrich-  
 tung zusehen, und dann das hollän-  
 dische Gebiet auf immer verlassen.  
 Schwerlich würde man mit so viel  
 Schärfe gegen den preußischen Lieute-  
 nant verfahren seyn, wenn nicht eben  
 zu der Zeit, als man ihm den Proceß  
 machen wollte, ein Reuter und ein  
 Musketier von der nymweger Besatzung  
 von brandenburgischen Werbern ge-  
 waltsam davon geführt worden wären.

Der Klugheit gemäß hätte Fried-  
 rich Wilhelm Wollschläger's selbst ver-  
 schuldeten Tod ignoriren und seinen  
 übrigen Werboffizieren mehr Vorsicht  
 und Fieberkeit empfehlen sollen. Aber  
 so dachte er nicht: er sah diese Be-  
 gebenheit als eine vorseßliche, über-  
 große Beschimpfung und als unverzeih-  
 lichen Undank für die großen Dienste  
 an, die den Niederländern von den  
 Vorfahren des Königs geleistet wor-  
 den.



den. Er hielt es für unerlaubt, daß 1733.  
man Wollschläger'n durch ein verstell-  
tes Schreiben Schlingen gelegt hatte,  
da dieser doch selbst dazu Anlaß gegeben  
und man ihn bloß mit gleicher Münze  
bezahlte. Er nahm es den vereinigten  
Provinzen sehr übel, daß sie auf die  
Vorstellungen seines Gesandten, des  
Herrn von Maschs nicht geachtet, wel-  
cher um Wollschläger's Auslieferung  
bat, damit ihn der König selbst be-  
strafen könnte, da doch alle früheren,  
noch so ernstlichen Vorstellungen der  
holländischen Gesandten Keppel und  
Ginkel um Abstellung der Werberceße  
in den Wind geredet waren \*). Er

M 5      behaup.

\*) Am 19ten Jul. 1728 beschwerte sich  
Keppel sehr ernstlich über die gewalts-  
same Anwerbung von mehr als zehn  
holländischen Unterthanen, wovon die  
meisten auf dem Gebiet des Staats  
weggenommen worden waren, und am  
20sten Aug. 1731 gab ein abermaliger  
Menschenraub zu einer nachdrücklichen

Wors



1733. behauptete, man sey tumultuarisch verfahren und habe seinen Offizier zu hart bestraft, da doch solcher erst in der siebenden Sitzung zum Tode verurtheilt wurde und eigentlich der Galgen auf seinem Verbrechen stund \*).
- 2 Febr. Der erste Beweis von des Königs Zorn war eine kurze, aber sehr beißende Antwort, die er dem General Ginkel auf die Notification von dem Absterben des Generals von Hompesch gab, und worin er sich freute, daß die Republik einen so braven Mann verlohren habe. Die vereinigten Staaten sollten aber seinen Unwillen noch thätiger empfinden,

Vorstellung Ginkel's Anlaß. Nichts destoweniger erbrachen kurz hernach preussische Werber die Thore eines Städtchens im holländischen Geldern, um einen Bürger aus seinem Bette herauszuholen.

- \*) Diese Strafe war auch im Jahr 1690 einem dänischen Lieutenant um der nehmlichen Ursache zu Theil worden.



den, indem er in seinen westphälischen 1733.  
Provinzen einen Obristen, drey andere  
Offiziere und etwa zwanzig Soldaten  
anhaltend und theils nach Lippstatt,  
theils auf die Citadelle von Wesel  
bringen ließ. Er stieß so schwere Dro-  
hungen von Rache aus, daß die Hol-  
länder sich bereits auf jeden Fall ge-  
faßt machten, keine Reduction bey ih-  
rer Landmacht vornahmen, und sich nach  
auswärtiger Hülfe umsahen.

Dem kaiserlichen Hof war der  
Zwist zwischen Preußen und Hol-  
land besonders deswegen höchst un-  
angenehm, weil dadurch der im Werk  
seyende Vergleich über die jülichische  
Erbfolge\*) ins Stecken gerieth, da doch  
wegen des hohen Alters der zwey pfalz-  
neuburgischen Fürsten die größte Ge-  
fahr bey dem Verzug war. Wegen der  
Spannung, worin sich Karl der Sechste  
mit Frankreich, in Ansehung der polni-  
schen

\*) S. den vorigen Abschnitt.



1735. schen Angelegenheiten, befand, und woraus sich ein Krieg abnden ließ, konnte ebenfalls die Uneinigkeit zwischen zwey so bedeutenden Allirten für's gemeine Beste sehr schädlich werden. Seckendorff sagte dem König, daß das zwischen ihm und dem Kayser bestehende gute Einverständnis erfordere, keine Repressalien zu brauchen, bis man sähe, ob nicht durch dieses Monarchen Vermittelung allen ferneren Weiterungen vorzubeugen sey, und daß vermuthlich, woserne Preußen weiter gienge, Holland den Kayser um den allianzmäßigen Beystand, so wie es bereits bey England und Frankreich geschehen seyn solle, ansprechen werde \*). Durch sein Zureden bewirkte er wohl den holländischen Offizieren die Freyheit wieder; aber

\*) Er durfte es desto eher wagen, laut zu sprechen, da er dem König am 9ten Jan. einen Mann verehrt hatte, der damals der größte unter dem Leibregiment war.





aber die Soldaten, die der König als <sup>1733</sup> seine Unterthanen ansprach, mußten in Verhaft bleiben. Doch wurde Befehl gegeben, mit weiterem Arretiren inne zu halten.

Die Holländer waren im höchsten Grade aufgebracht, daß der König ihre Soldaten hatte festsetzen lassen, und Ginkel mußte ihre Entlassung in einer <sup>20 Febr.</sup> sehr ernsthaften Sprache begehren. Zum Unglück hatte Zufall, oder Vorsatz ein Ereignis mit der Kutsche dieses Ministers herbeigeführt, das die Sache noch verwickelter und eine gütliche Belegung noch schwerer machte. Der <sup>3 Febr.</sup> Kutscher des holländischen Gesandten, der mit dem leeren Wagen durchs neue Thor fuhr, wurde von dem, dort auf Schildwache stehenden Kanonier, weil er, nach dessen Vorgeben, zu schnell fuhr und ihn mit Roth besprühte, mit Stockschlägen und Kolbenstößen mißhandelt, und dem Bedienten, der sich seiner annahm, gieng es nicht besser.

Ginkel



1733. Sinfel hielt den, seiner Livree ange-  
 thanen Schimpf für eine Verletzung  
 seiner gesandtschaftlichen Unverletz-  
 lichkeit, und drang auf Genugthuung, die  
 ihm aber schlechterdings versagt wurde.  
 Es mußte damals alles zusammen kom-  
 men, um die schon genug gestiegene  
 2 März. Zwietracht zu vermehren. Bald nach  
 der mastrichter Execution entstand bey  
 Nacht ein falscher Lärm zu Arnheim,  
 wobey die Besatzung und die Bürger-  
 schaft unter die Waffen trat. Es wurde  
 dabey durch den Allarmschuß eines Vier-  
 undzwanzigpfunders, der aus Versehen  
 scharf geladen war, das Haus eines  
 an der Grenze wohnenden preußischen  
 Unterthanen durchlöchert. Friedrich  
 Wilhelm wollte hieraus eine Art von  
 Friedensstörung machen, und ließ des-  
 halb auch seiner Seits im Haag die  
 heftigsten Vorstellungen thun. Frank-  
 reich bot alle Künste auf, um es zu  
 einem Bruch zu bringen: es schmei-  
 chelte beyden Theilen, und hezte jeden  
 in der Stille auf.

Nie



Nie hätte also die Vermittelung <sup>1733.</sup>  
des Kayfers zu gelegener Zeit kommen können, als damals, wo Friedrich Wilhelm schon glaubte, daß ihn auch dieser Freund verlassen habe, um ihn dem Spott seiner Feinde Preis zu geben, und darüber tief bekümmert war. Da er ohnehin damals sehr kränklich war, so ängstigte er sich desto mehr, weil er in kurzer Zeit gegen funfzig seiner größten potsdamer Grenadiere durch eine ansteckende Brustkrankheit verlohren hatte. Er bildete sich ein, er werde, wenn andere Mächte, nach dem Beyspiel Holland's, seine Werbungen einschränkten, nicht mehr Recruten genug aufstreiben, um dieses schöne Regiment im Stand zu erhalten. Mit desto lebhafter Freude und <sup>13 März.</sup> Dankbarkeit nahm er das kaiserliche Handschreiben, worin die Vermittelung angeboten wurde, aus Seckendorff's Händen und stellte alles dem Kayser <sup>4 April.</sup> anheim. Die Republik zeigte sich zwar auch erkenntlich gegen den Antrag dieses



1733. feß Monarchen; aber sie verlangte, daß Preußen vor allen Dingen die gefangenen Soldaten losließe, und daß alles innerhalb zwey Monaten abgethan seyn müße, nach deren Verlauf sie, als angegriffener Theil, die bundesmäßige Hülfe haben müße. **Seckensdorff** brachte es dahin, daß die holländischen Soldaten in der Stille losgelassen wurden. Kaum aber war dieser Schritt geschehen, so bereute ihn der König schon wieder, weil er hörte, daß der holländische Gesandte zu London es für eine gezwungene Nachgiebigkeit ausgab. Ob nun schon beyde Parteyen den Kayser zum Mittler angenommen hatten, so war doch damit noch nicht viel ausgerichtet, weil kein Theil Unrecht, und jeder Genugthuung haben wollte. Ungemein schwer war es, Auskunftsmittel zu ersinnen, die sowohl in Berlin, als im Haag annehmlich befunden würden, um so mehr, da an beyden Orten hitzige, kriegslustige Köpfe riethen, die Sache eher  
auf

3 und 4  
Apr.

außß äußerste ankommen zu laßen. Ein- 1733.  
 kel hatte schon den Tag seiner Abreise  
 bestimmt, weil man die seiner Equi-  
 page widerfahrene Beschimpfung nicht  
 wieder gut machte, und er bey den be-  
 vorstehenden Heimführungsfeyerlichei-  
 ten der Kronprinzessin nicht schicklich in  
 der Residenz bleiben konnte.

Mit unsäglicher Mühe, nach viel-  
 fältigem Hin- und Herschreiben gelang  
 es endlich dem kayserslichen Gesandten,  
 diese Verdrüßlichkeit zu beyderseitigem  
 Wohlgefallen auf folgende Art zu endi- 26 Jun.  
 gen. In Seckendorff's Behausung  
 machte der Artillerielieutenant, der an  
 dem Tage, wo sich die Sache mit der  
 Kutsche zutrug, auf der Wache war,  
 dem holländischen Gesandten ein an-  
 ständiges Entschuldigungskompliment.  
 Hierauf übergab dieser Seckendorff'en  
 eine an den König gerichtete Erklä-  
 rung, worin er sagte, daß die Repub-  
 lif bey dem Vorfall von Mastricht  
 keine andere Absicht gehabt, als der

R                      militäri-



1733. militärischen Justiz den Lauf zu lassen, ohne dießfalls einen besondern Befehl, noch weniger einen solchen gegeben zu haben, der den König beleidigen könnte, und daß, wenn er sich über einen ihrer Diener mit Fug beschweren könne, sie bereit sey, die Schuldigen gebührend zu bestrafen, indem der Staat nichts sehnlicher wünsche, als mit dem König eine gute Harmonie zu unterhalten. In der Audienz, die Sinkel noch den nehmlichen Tag hatte, versicherte ihn der König, daß er gegen seine Person nichts habe, hingegen das Verfahren der Generalstaaten nimmermehr in seinem Gemüth rechtfertigen könne, mit hin ersuchte, davon hinführo gänzlich zu abstrahiren, so wie auch er es in 16 Jul. gänzliche Vergeßenheit stellen wollte \*).

Die

\*) Es war aber dem König nicht möglich, dergleichen Dinge zu vergeßen und seine Nachgierde schließ nicht: sie schlummerte nur. Dieß sieht man aus der grausamen That, die er im nächsten Jahre



Die Generalstaaten bekräftigten die 1733.  
Erklärung ihres Ministers in einem  
eigenen Schreiben, und beydes wurde <sup>29 Jun.</sup>  
vom König in ziemlich freundschaftli- <sup>und 28</sup>  
chen, aber allgemeinen Ausdrücken be- <sup>Jul.</sup>  
antwortet \*). Durch diese Unterhand-  
N 2 lung

Jahre begieng. Er ließ nehmlich zwey  
ganz unschuldige holländische Unteroffi-  
ziere, die auf sein Gebiet kamen, mit  
dem Strang hinrichten.

\*) In der Antwort des Königs auf Ginz-  
fel's Erklärung fiel diesem Gesandten  
die Stelle „que S. M. vouloit rendre  
„son amitié aux E. G.„ so sehr auf,  
daß er Willens war, das Schreiben wie-  
der zurückzusenden, wo ihn nicht Se-  
ckendorff durch die Bemerkung davon  
abgehalten hätte, daß doch das wesent-  
liche, nehmlich die Herstellung einer  
wechselseitigen Freundschaft darin be-  
findlich, und daß es nicht rathsam sey,  
„bey so weit gediehenen Sachen einen  
Wörterkrieg zu erregen, und dadurch  
den Uebelgesinnten eine abermalige  
Freude zuzurichten.“

1733. lung erwarb sich Seckendorff eben so  
 4 Jul. viel Lob von seinem Herrn, als aus  
 17 Jul. gezeichneten Dank von Seiten der ver-  
 einigten Provinzen \*).

Bei Gelegenheit dieser holländi-  
 schen Mißhelligkeiten versäumte Se-  
 ckendorff nicht, dem König, auf Befehl  
 seines Herrn, die triftigsten Vorstellun-  
 gen gegen seine listigen und gewaltsa-  
 men Werbungen zu machen, und ihm  
 die Nothwendigkeit zu zeigen, durchaus  
 seine Werber von denjenigen Orten  
 abzurufen, wo sie der Landesfürst nicht  
 ausdrücklich dultete \*\*). So lange  
 Friedrich Wilhelm im Gedränge war,  
 versprach er alles, und stellte sich so-  
 gar,

\*) Vgl. über den ganzen Vorgang Pöll-  
 nitz a. a. D. p. 277 — 279. Fasmann  
 a. a. D. S. 785. 786.

\*\*\*) So wie dieß an mehreren Orten, un-  
 ter andern auch im Mannzischen ge-  
 schah, wo Seckendorff vom Rhurfürsten  
 für dieses Jahr die Erlaubnis ausge-  
 wirkt





gar, als wenn er fortan das ganze <sup>1733.</sup> Heer aus eigenen Ländern recrutiren wollte. Aber seine Schoosfunde war schon zu sehr Herr über ihn, als daß er ihr hätte lange widerstehen können. In den kayszerlichen Erbländern hielten sich, mit Bewilligung des wiener Hofes, über dreyhundert preußische Werboffiziere auf, die, unter gewissen Einschränkungen, freywillige Leute für ihres Königs Dienst annehmen durften. Aber sie entfernten sich sehr oft von dem Wege der Ordnung und gaben durch ihre Ränke, oder Gewaltthaten zu öftern Klagen Anlaß. Dieß bewog Karl den Sechsten, sobald er Friede mit den Franzosen hatte, und also den König von Preußen weniger zu schonen brauchte, allen jenen Werb-<sup>1735.</sup> Decemb. bern andeuten zu lassen, daß sie seine

N 3. Staa.

wirkt hatte, vier und zwanzig Mann für das große Regiment werben zu dürfen, und für das nächste das nehmliche zu erlangen hoffte.



1735. Staaten verlassen sollten. Die Provinzen der österreichischen Monarchie, die einen Schatz von ansehnlichen Mannspersonen enthielten, und bisher soviel zur Verschönerung des preussischen Heers beygetragen hatten, \*) sollten nun für den König ausgestorben seyn. In diesen Gedanken
1736. konnte er sich nicht gewöhnen. Der 20 Jan. Kriegsrath Schumacher mußte mit dem Freyherrn von Seckendorff reden, und ihn bitten, sich am kaiserlichen Hof dahin zu verwenden, daß ihm bloß für sein Leibregiment zwanzig Mann, die ohnehin zu groß waren, als daß man sie unter den kaiserlichen Regimentern brauchen konnte, in Böhmen anzuwerben erlaubt würde. Er wollte dieß als das einzige Merkmal ansehen, daß der Kaiser seine Freundschaft nicht ganz verachtete, und sich's

\*) Man rechnete, daß schon bis 1735 die Preußen 3,700 Mann nach und nach aus des Kayser's Ländern gezogen hatten.

ſich's gerne gefallen laſſen, daß Juden <sup>1736.</sup>  
und andere Perſonen, die man künfti-  
g über Werbhändeln ertappte, zum  
Strang verurtheilt würden. Gotter  
mußte das nehmliche in Wien betrei-  
ben, und, nach langem Sollicitiren,  
wurde dieſem Miniſter vom Hofkriegs-<sup>15 May.</sup>  
rath bedeutet, der Kaiſer hätte zwar,  
wegen der bey der preußiſchen Wer-  
bung ſehr häufig vorgekommenen Miß-  
bräuche und Beſchwerden, Urſache ge-  
nug, ſie einſtellen zu laſſen, doch wolle  
er, zu Bezeugung ſeiner Willfährigkeit,  
dieſe Recrutirung noch ferner geſtat-  
ten. Dieß geſchah aber nicht anders,  
als unter gewiſſen Einſchränkungen.  
Es durften nicht mehr als zwanzig  
Mann in Böhmen und Mähren, und  
außer dieſen „eine kleine Anzahl,“ in  
Ungarn und an den Meergränzen nach  
und nach für des Königs Leibregiment  
freywillig geworben werden. Dieß  
ſollte von niemand anders, als dem  
Baron von Gotter, oder dem Kriegs-  
rath Kircheißen geſchehen, und alle

1735. ändern, für preußische Werber sich ausgebenden Offiziere, wenn sie auch mit königlichen Pässen versehen wären, „ohne weiteres beym Kopff genommen, auch denen Landes-Gesetzen „gemäß mit der gebührenden Straffe „belegt werden.“ Zugleich beehlt man sich vor, diese Bewilligung sogleich aufzuheben, woserne diese Vorschriften übertreten werden würden, und machte kein Geheimnis daraus, daß sich „sothane Willfährigkeit ganz Eichen dahin verstehe, daß man auch von Königlich Preußischer Maj. Seits mit der „versprochenen Freundschafts-Gegenbezeugung \*) förderhsin continuiren werde. — — „Trotz aller dieser bündigen Warnungen suchten die Preußen bald auf verschiedene Art ihre Werbungen über die Gebühr auszudehnen, mußten aber von Seiten des kayserslichen

\*) Worin diese Gegenbezeugung eigentlich bestand, ist im vörigen Abschnitt gezeigt worden.

lichen Hofkriegsraths den kräftigsten 1736-  
Widerstand erfahren.

Die rasende Leidenschaft des Kö-  
nigs nahm, wie die meisten dieser Art,  
mit den Jahren zu, und es mochte oft  
diejenigen reuen, die sie zu sehr genährt  
und soviel Unglück über harmlose Men-  
schen und Familien gebracht hatten.  
Unter diese gehörte Grumbkow, der mit  
dem General Schulenburg den Gedan-  
ken hatte, dem König, mit Beyhülfe  
des Freyherrn von Seckendorff, einen  
sehr beweglichen, anonymen Brief in  
die Hände zu spielen, worin drey bib-  
lische Sprüche, die wider Menschendiebe  
(2 Mos. 21, 16. 5 Mos. 24, 7. und  
1 Thim. 1, 10.) auf den König und  
seine Offiziere angewandt werden. Aber  
diese Ermahnung hat nicht viel mehr  
auf den verstockten Sünder gewirkt, als  
die Strafpredigt, die am 25sten Jan.  
1733 der Magister Rüben in der Nico-  
lalkirche zu Quedlinburg, bey Gelegen-  
heit des Evangeliums vom Hauptmann

Anfang  
Octob.



1736. von Kapernaum, gegen Menschendieb, stahl u. s. w. hielt, und worüber ein Protocoll abgefaßt und nach Berlin geschickt wurde \*).

Schlesien litt in diesem Jahr außerordentlichen Getreidemangel wegen Mißwachs und Ueberschwemmung, und war genöthigt, vom Ausland diese unentbehrliche Waare in Menge kommen zu lassen. Es waren viele Lasten Korn in Mecklenburg, Kurland und Danzig aufgekauft worden, die man auf der Elbe und Oder durch die preußischen Staaten dem bedrängten Lande zuschiffen wollte. Zum Glück, oder Unglück saß in Jauer der preußische Lieutenant Laurenz schon anderthalb Jahre im Gefängnis, weil er einen Unterthan des Grafen von Hochberg entführt hatte, und nicht einmal dessen Frau und unerzogenen

\*) S. die Züchtigung zweyer Geislichen, die i. J. 1720 gegen die Werbung auf der Kanzel sprachen, bey Buchholz a. a. D. S. 163. Num. \*).



nen Kindern Alimenten versichern wollte. 1736.  
Friedrich Wilhelm ließ als Repressalien, Nov.  
trotz der Bitten und Vorstellungen des  
jungen Seckendorff's, die Fahrzeuge  
mit Getreid zu Stettin in Beschlag neh-  
men und sperrete alle Zufuhr nach Schle-  
sien. Er wollte lieber einige hundert  
Menschen dem Hungertod Preis geben,  
als seinen treuen Kriegsmann den Ge-  
setzen, oder seinem Schicksal überlas-  
sen \*). Kaiserlicher Seits stellte man  
nun auch unverzüglich die Werbung in  
Böhmen ein und hielt den Major Tra-  
nowiz, der mit einem Duzend Kolossen  
für das Leibregiment aus Neapel kam,  
zu

\*) „ Il nous demanda, „ sagt Pöllnitz in  
einem Brief an Grumbkow vom 9ten  
Nov., „ si par le retardement de ces  
„ grains il arrivoit que quelques centai-  
„ nes de personnes mourussent, ce ne  
„ seroit pas la faute de ceux, qui obli-  
„ goient à user de repressailles: L'af-  
„ semblée, „ (das Tobackskollegium) „ re-  
„ pondit en applaudissant. C'est ainsi  
„ qu'on empoisonne les princes. „



1737. zu Wien an, Nun wurde Friedrich  
Jan. Wilhelm auf einmal nachgiebig: er ließ  
den Schlesiern Korn, und der Kayser  
ihm dafür ein eben so wesentliches drin-  
gendes Bedürfnis — Offiziere und Re-  
cruten verabfolgen \*).

\*) Daß keine Witzigung, keine Warnung  
den König und seine Leute mehr beferte,  
erhellet unter andern auch daraus, daß zu  
Anfang dieses Jahrs dem Herrn von  
Bork, preußischem Gesandten zu London,  
erklärt wurde, weil er den englischen  
Gefezten zuwider Leute für seines Königs  
Dienst angeworben habe, könne man ihn  
nicht mehr als Gesandten ansehen; hin-  
gegen werde man jeden andern, den sein  
Monarch an seiner Statt schicke, mit  
gezierendem Anstand empfangen. Fast  
zu gleicher Zeit übergab der Marquis  
von Chetardie eine sehr heftige Denks-  
schrift wegen der Unregelmäßigkeiten der  
preußischen Werber an den französischen  
Gränzen.

---

Drit-



---

### Dritter Abschnitt.

#### Preussische Familienangelegenheiten.

1728 — 1736.

---

Noch vor Seckendorff's politischer Existenz fand dieser merkwürdige Mann Gelegenheit, den zwey brandenburgischen Häusern in Franken einen wichtigen Dienst zu leisten. Um davon gehörig Nachricht zu geben, muß ich etwas weiter ausholen. Der Markgraf Christian Heinrich von Brandenburg-Kulmbach, welcher zu Beverlingen im Fürstenthum Halberstadt lebte und im Jahr 1708 starb, hatte im Jahr 1703 sein Erbfolgsrecht auf Bayreuth an König Friedrich den Ersten von Preussen abgetreten und seine beyden ältesten Söhne, Georg Friedrich Karl und Albrecht



Albrecht Wolfgang, eidlich Verzicht darauf thun laßen. Aber die Stände des fränkischen Kreises fürchteten sich vor einem so mächtigen Mitglied. Sie waren um so weniger mit dem Handel zufrieden, weil man, wegen des wolüstigen Lebens, des damals regierenden Markgrafen Georg Wilhelm's, sein unbeerbtetes Ableben, da dessen Söhne längst todt waren, vor Augen sah. Der Kreis steckte sich hinter jene Prinzen, unterstützte sie mit Geld, veranlaßte sie im Jahr 1715 zur Aufsagung des Verzichts und schickte im nächsten Jahr den ältern nach Wien, wo er sich beym Kayser beschwerte und vorgab, er habe sich übereilt \*). Der  
 wiener

\*) Der Prinz führte seine Rechte in einer Druckschrift aus, welche der König Friedrich Wilhelm durch Gundling beantworten ließ. Diese Deduction ist sehr selten, und man durfte sie ehehitt im Bayreuthischen gar nicht sehen lassen. Deswegen setze ich ihren ganzen  
 Titel



wiener Hof gab sich vergeblich Mühe, den König von Preußen zu bewegen, sein Recht auf das Fürstenthum Culmbach schwinden zu lassen. Dieser Fürst wollte durchaus auf den Erlösungsfall davon Besitz nehmen. Die französischen Stände, die darüber in größter Verlegenheit waren, wandten sich dringend an Seckendorff, dessen ausgezeichnete Verhältnisse mit dem König bekannt waren, und versprachen ihm große Belohnungen (die aber nachher nicht gehalten wurden), wenn er dieß verhindern könnte. Auch bekam er

Befehl

*Titel her: „In Jure et Facto gegründete Facti Species Worinnen Vorläuffig doch deutlich gezeiget wird, Daß Sr. Königliche Majestät in Preußen, Näheres Successions - Recht, An den Brandenburgischen Marggraffthümern in Franken, So durch die von des hochseel. Marggraffen Christian Heinrichen zu Brandenburg Culmbach Durchl. beschehene bündige Cession und Refutation auff*

*das*

Befehl über Befehl von Wien, daß er sich der Sache ernstlich annehmen sollte. Endlich war er, nach vieler Mühe, so glücklich, durch sein Zureden den König nachgiebig zu machen. Diesem Monarchen lagen hauptsächlich die großen Summen, die er an Bayreuth zu fordern hatte (es waren über 600,000 Thaler) am Herzen. Er äußerte seine Besorgnis, wo er sie wieder herbekommen sollte. Als nun Seckendorff sagte, daß er davor stünde, und dem König, auf sein ausdrückliches Verlangen, die Hand darauf gab, so gab

das Königl. Haus kommen unumstößlich sey, hingegen Was dawieder von des Durchlachtigsten Herrn Cedenten hinterlassenen Prinzen anmaßlich ausgestreuet und angebracht worden keinen Grund habe, Vielmehr wieder Eyd, Fürstlich Wort, Treu und Glauben, auch wahre im Teutschen Reich festgestellte Rechts-Principia lauffe. Berlin, Bey Christoph Gottlieb Nicolai, 1718., kl. Fol. 88 und 180 Seiten.



gab er sich zufrieden. Es kam im Jahr 1722 ein Vergleich zu Stande, durch welchen die Markgrafen das Amt Weverlingen wieder an den König abtraten, dieser aber dafür dem erkaufte Erbfolgsrecht entsagte und die Versicherung erhielt, daß, sobald Georg Friedrich Karl zur Regierung käme, an der preussischen Schuldforderung jährlich 50,000 Thaler abgetragen werden sollten. Letzterer succedirte auch im Jahr 1726 ohne Widerrede. Als Seckendorff seinen Nachfolger, den Markgraf Friedrich, zu Bayreuth besuchte, überreichte ihm der großmüthige Fürst für seine Bemühung einen mit Ducaten gefüllten Pocal. Diesen nahm der Graf nicht an, sondern bat sich einen Wald oder ein Stück Jagd bey Obernzenn aus \*). Wirklich erhielt er auch  
im

\*) Die meisten Umstände dieser Erzählung verdanke ich dem berühmten verstorbenen Konsistorialrath und Historiographen Samuel Wilhelm Verrey, der sie  
D aus



im Jahr 1739 vom Haus Bayreuth einen beträchtlichen hohen und niedern Wildbahnsdistrict, (der nun zu diesem Rittergut gehört) und zwar geschah dieß, wie es in dem Einweisungsprotocoll vom 16ten April heißt, theils "zur Remuneration", theils gegen Vertauschung anderer Jagdbezirke. Merkwürdig ist's, daß ebenfalls ein Seckendorff dem Hause Brandenburg zum Kührhut verhalf, \*) und daß ein anderer von diesem Geschlecht, der Geheimerath

Frey

aus dem Munde des Grafen von Seckendorff hatte. Vgl. übrigens Buchholz a. a. O. S. 85—87. Europäische Fama Th. CCLXXVII. S. 41. 42. Pöln. a. a. O. p. 126—130. Saffmann a. a. O. S. 1002. 1003.

\*) s. Fränkisches Archiv von 1790. B. I. S. 38—41., wo Ritter Ehrenfried von Seckendorff als die zweite Ursache zur Erlangung der kührfürstlichen Würde des Hauses Brandenburg aufgeführt wird.



Freyherr Christoph Ludwig von Seckendorff, den wichtigen brandenburgischen Hausvertrag im Jahr 1752 zum Abschluß beförderte \*).

Dem Grafen von Seckendorff genügte es nicht, die Staatsverhältnisse Friedrich Wilhelm's zu leiten: er drang auch in das Innere des Hauswesens dieses Monarchen ein, um die Versorgung der königlichen Kinder nach dem

D 2

Wün.

\*) Dies ist nemlich das, zwischen Friedrich dem Großen und den beyden damals regierenden Markgrafen von Bayreuth und Ansbach errichtete sogenannte *Pactum Fridericianum*, worin die ältern Familienverträge, vorzüglich das *Pactum Achilleum* von 1473 und der Geraische Vertrag von 1598 erneuert, wie auch die wechselseitige Erbfolge in den zwey fränkischen Fürstenthümern, und, nach Erlöschung beider Linien, der Anfall und die Vereinigung dieser Länder mit dem königlichen Schurhause festgesetzt worden ist.



Wünschen und dem Interesse des Kaisers bestimmen zu können. Zur Zeit seiner Gesandtschaft war, oder wurde der größte Theil der preussischen Prinzen und Prinzessinnen mannbar: deswegen war er fast unaufhörlich mit Heurathsprojecten, oder Heurathsintriguen beschäftigt.

Am meisten zog die sogenannte doppelte Heurath, zwischen dem preussischen Kronprinzen und der Prinzessin Amalie von England, dann zwischen der Prinzessin Friderike von Preussen und dem englischen Prinzen Friedrich, seine Aufmerksamkeit an sich. Das gewöhnliche Loos der Fürstenkinder, schon in ihrer zarten Jugend grausamen Staatskonvenienzen aufgeopfert, des süßen Vorrechts beraubt zu seyn, nach eigener Wahl einen Gatten zu wählen — dieses traurige Loos traf auch den Kronprinzen Friedrich von Preussen und seine ältere Schwester, zwey durch Denkart fast noch mehr, als durchs  
Blut



Blut verwandte Geschwister. Noch lange bey Lebzeiten des alten Königs von Großbritannien war diese zweyfache Verbindung auf dem Tapet gewesen. Die Königin von Preußen und ihre Schwägerin, die damalige Prinzessin von Wallis, suchten sie zu Stande zu bringen: sie war auch nach dem Geschmacke Friedrich Wilhelm's. Aber Georg der Erste brauchte sie nur als Lockspeise, um seinen Schwiegersohn an sich zu fesseln: er verzögerte den Vollzug so lange, bis ihn der Tod übereilte \*).

Seckendorff's System zufolge mußte 1724.  
eine fortbauende Trennung zwischen dem londner und berliner Hof bestehen. Er that mithin alles, was in seinen Kräften war, um die zwey Heurathen, die die Königin noch keineswegs aufgegeben hatte, zu hintertreiben, und

D 3

zer.

\* G. Pöllnitz a. a. O. p. 130 — 134.  
138. 142. 152. 153.



1728. zerfiel darüber öffentlich mit dieser Fürstin \*). Seine Bemühungen wurden ihm dadurch nicht wenig erleichtert, daß Georg der Zweyte die bisherigen Höflichkeiten seines Schwagers mit wegwerfender Umanier erwiedert hatte. Seckendorff machte dem König auch damit bange, daß die an großen Pracht und Aufwand gewöhnte Prinzessin von England beydes an seinem Hofe ebenfalls würde einführen wollen, und daß hingegen dieses von der Prinzessin Elisabeth von Bevern, die er an ihrer Statt vorschlug, nicht zu fürchten sey, diese vielmehr es für eine große Ehre halten würde, die Schwiegertochter des Königs zu seyn. Er setzte hinzu, daß dieß das Band mit dem Kayser, der bereits mit den herzoglich-braunschweigischen Häusern verschwägert war, fester knüpfen würde. Seckendorff brachte es so weit, daß der König die Heurath seines Sohns mit der Prinzessin Amalie gänz-

\*) Pöln. a. a. O. p. 177. 178.



gänglich aufgab; um so mehr, da das englische Parlament sich schlechterdings weigerte, ihr auf den Successionsfall die brittische Krone zu verbürgen. Doch war er noch geneigt, dem Prinzen von Wallis seine Tochter zu geben. Aber die Art, wie dieser Herr und seine Unterhändler von seinem Vater behandelt wurde, als es durch Unvorsichtigkeit der Königin von Preußen herauskam, daß er um die Prinzessin Friderike werben wollte, verdroß den König so sehr, daß er auch von dieser Partie nichts mehr hören wollte \*). Seckensdorff hatte dem Prinzen von Wallis den Prinzen Johann Adolph von Sachsen-Weißenfels zum Mitbuhler gegeben. Dieser Herr war schön, gut gewachsen, tapfer und rechtschaffen. Aber er hatte keine Königreiche zu hoffen, und das kleine Land, worein er succediren sollte, kam mit der englischen Krone, die auf den Prinzen von Wal-

D 4

lis

\*) Pöhl. a. a. O. p. 182 — 185.



1728. **Is wartete, in keine Vergleichung.** Deswegen wollte weder die Königin, noch ihre Tochter ihm Gehör geben; eine Zeitlang hielt ihm auch beym König der englische Prinz das Gegengewicht. Nun aber wurde er ihm auf einmal geneigt, da er in Lübben bey einer Zusammenkunft mit dem König von Polen, die von Seckendorff hauptsächlich in dieser Absicht veranstaltet war, ihn zu sehen Gelegenheit hatte, und ihm der Prinz gefiel. Friedrich Wilhelm reißte mit dem festen Entschluß nach Haus zurück, das Jawort seiner Tochter zu erzwingen. Aber er fand sie tödlich krank an den Pocken und hielt es deswegen nicht für rätzlich, zur Zeit des neuen Schwiegersohns zu erwähnen \*).

Ende  
Dtt.

1729. **Indeß verschafte Seckendorff ihrer nachgeborenen Schwester einen Gemahl.** Der Markgraf Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach ließ durch seinen

\*) Vgl. Pölm. a. a. O. p. 185-186.



nen Geheimenrath Brehmer die zwente <sup>1729</sup>  
Tochter des Königs, Friederike Louise,  
zur Ehe begehren, und hatte es dem  
Fürwort des kaiserlichen Gesandten  
hauptsächlich zu danken, daß sie ihm  
ohne viele Weitläufigkeit zu Theil <sup>30. May</sup>  
ward \*). Aber schon damals gaben  
sich Seckendorff's Feinde zu Berlin,  
besonders die Königin, Mühe, dem  
Monarchen es reuen zu machen, daß  
er seine Tochter so jung (sie war noch  
nicht funfzehn Jahre alt) verheurathet  
hatte. Sie schmeichelten sich in der  
Stille, daß der Markgraf, dessen aus-  
serordentliche Lebhaftigkeit bekannt war,  
einst seine Frau übel behandeln und  
dadurch Gelegenheit geben würde, den  
König gegen den Unterhändler aufzu-  
bringen. Leider wurde diese Schaden-  
freude nur zu bald befriedigt. Der  
Markgraf ward seiner Gemahlin, die  
freylich durch ihr sonderbares Betragen

D 5

auch

\*) Vgl. Pöln. a. a. O. p. 192 — 194.  
Saxmann a. a. O. S. 392 — 394.



1779. auch Anlaß dazu gab, überbrüßig) und diese Ehe war voll Zwietracht und Unglück, daß auch der Markgraf alles dem Grafen von Seckendorff Schuld gab, und deswegen lange Zeit über ihn zürnte.

Seit der Herstellung der Prinzessin Friederike, war ihr und der Königin sehr heftig wegen des Prinzen von Weissenfels zugesetzt worden, und nur durch unerschütterliche Festigkeit hatten sie bisher Zeit gewonnen. Der Kronprinz suchte diesen unwillkommenen Freywerber dadurch zu entfernen, daß er ihm einen wichtigen Nebenbuhler gab. Er äußerte gegen Seckendorff den Wunsch, daß der König von Polen, wenn er allenfalls Lust hätte, zur zweyten Ehe zu schreiten, um seine Schwester anhalten möchte. Aber August, den sein Staatsminister, der Graf von Manteuffel, dießfalls sondirte, gab zur Antwort, er sey gar nicht gesonnen, ein neues Band zu knü-



knüpfen, es müßte denn seyn, daß die Prinzessin das Erzstift Magdeburg nebst Halle, und was dazu gehöre, zum Braut- schatz mit bekäme. 1729

Indeß war Friedrich Wilhelm mit Hannover in schwere Verdrüßlichkeiten über Werbung u. s. w. gerathen, und diese hätten beynah ein blutiges Ende genommen, wenn nicht andere Fürsten in's Mittel getreten wären, um die beyden Schwäger zu versöhnen\*). Die Königin wollte diese Ausöhnung noch weiter treiben. Sie brachte die doppelte Heurath wieder in Anregung, wozu ihr Du Bourgay, nach den günstigen Antworten, die er von seinem Hofe erhielt, viele Hoffnung machte. Es kam nur darauf an, ihren Gemahl ebenfalls dafür zu stimmen. Aber der Kammerdiener Eversmann, den sie dazu brauchen wollte, der aber schon zu sehr für Grumbkow und Seckendorff gewon-

\*) s. den vorigen Abschnitt.



273a. gewonnen war, leistete ihr üble Dienste. Er sagte zum König, daß sie mit den englischen Ministern unterhandelte, worüber dieser Fürst sich sehr heftig entrüstete. Er gebot ihr nicht nur die Intriguen mit England zu endigen, sondern wollte auch die Prinzessin Friderike nun aufs neue zwingen, entweder dem Prinzen von Weisensfels, oder dem jungen Markgrafen von Schwedt (den der Fürst von Anhalt, aus Haß gegen Hannover und weil er sein Nefte war, schon längst vorgeschlagen hatte) ihre Hand zu geben. Die edle abschlägige Antwort der Markgräfin von Schwedt, welche ihren Sohn der Prinzessin von Preußen nicht aufbringen wollte, und die Standhaftigkeit der Königin halfen auch dießmal Frideriken aus der Verlegenheit:

Durch den häufigen Gram, der an dem Herzen der Königin nagte, wurde ihre Gesundheit untergraben. Die gefährliche Krankheit, die sie auszustehen hatte,





hatte, mochte den König mürber ma- 1736  
chen. Er bat sie um Verzeihung, und  
nahm nicht lange hernach die Gesandt-  
schaft des Ritters Hotham an, von  
dem er doch wußte, daß er bestimmt  
war, die Wechselheurath zu negociiren.  
Dem englischen Hof war es damals  
wirklich darum zu thun, wieder auf ei-  
nen freundschaftlichen Fuß mit Preußen  
zu kommen. Hotham schien der Mann  
zu seyn, der sich viel besser für den Kö-  
nig schickte, als der alte, gebrechliche  
Du Bourgay. Denn er war ein schar-  
fer Trinker, ein entschloßener Jäger  
und ein leidenschaftlicher Soldat, leb-  
haft, rüstig, gut gebaut und bereit,  
dem König überall auf Jagden und Rei-  
sen zu folgen, damit nicht Seckendorff  
immer allein diese Ehre genießten sollte.  
Als Hotham in einer öffentlichen Au- 4 Apr.  
dienz, welcher Seckendorff, nebst al-  
len übrigen fremden Ministern, bey-  
wohnte, die gedoppelte Eheverbindung  
vorbrachte, hörte ihn Friedrich Wil-  
helm zwar mit vieler Gefälligkeit an,  
und



1730. und sagte dem Prinzen von Wallis seine Tochter zu, übergieng aber die Vermählung des Kronprinzen. Auch an der Tafel, wo er öffentlich den Verspruch seiner ältesten Tochter kund machte, sprach er kein Wort von der andern Heurath. Seckendorff war ziemlich ruhig dabey, weil er sich auf den König verlassen konnte, und sich immer noch schmeichelte, auch die Heurath mit dem englischen Prinzen wieder rückgängig zu machen, oder vielleicht schon wußte, daß es dem König kein Ernst damit war. Hotham aber war nicht damit zufrieden, daß nur das einfache Verlöbniß statt haben sollte. Er drang auf eine zweyte
- 3 Apr. Audienz, die ihm auch bewilligt wurde, und worin er nicht nur die beyden Heurathen wieder in Anregung brachte, sondern auch sagte, daß sein Monarch vor allen Dingen den Abschied Crumfow's verlange, den der König von England als seinen persönlichen Feind ansehe, dessen größter Zweck die Veruneinigung der zwey Höfe sey, und aus dessen aufgefange



fangenen, an den preußischen Residenten Reichenbach zu London geschriebenen Briefen man seine Untreue beweisen könne. Der König zeigte sich bereit, den Günstling zu entfernen, wofern ihm sein pflichtwidriges Betragen aus eigenhändigen Schreiben dargethan würde, auch abermals geneigt, seine Prinzessin mit dem englischen Thronerben zu verehelichen, entschuldigte sich aber in Ansehung der Heurath seines Sohns, indem dieser Prinz noch zu jung dazu sey. Da nun Hotham sagte, daß eine Heurath nicht ohne die andere statt haben könne, so gab der König zu beyden seine Einwilligung, unter der Bedingung, daß der Kronprinz zum Statthalter von Hannover gemacht würde, und dort bis zur Erledigung des preußischen Throns wohnen könne. Hotham's Instruction enthielt nichts von diesem Fall, und er war genöthigt, einen Eilboten an seinen Hof zu schicken, um den Willen seines Herrn zu erfahren. Diesen Zwischenraum machte sich



2750. sich Grumbkow zu Nuß, um den drohenden Blitzstrahl abzuleiten. Seckendorff wäre seines thätigsten Gehülften beraubt gewesen, wenn Grumbkow vom Ministerium und vom Ohr des Königs entfernt worden wäre. Er wandte die Gewalt, die er über Friedrich Wilhelm's Gemüth hatte, dazu an, um seinem Freunde zu dienen und die Abneigung gegen den Hof zu St. James vollkommen zu machen. Er machte es dem König wahrscheinlich, daß bloß seine Gemahlin daran Schuld sey, daß Grumbkow's Abschied vom englischen Hof gefordert würde, weil sie dadurch mehr Ansehen und mehr Antheil an den Geschäften zu erlangen hoffe, daß die Briefe, die man von Grumbkow vorzeigen wolle, eben so unterschoben wären, wie die, welche ehemals der berüchtigte Clement zum Vorschein gebracht habe, und daß man nur suche, ihn um einen guten Minister zu bringen. Der König glaubte dem österreichischen Gesandten: er erklärte der  
 Köni,



Königin, daß er zwar seine Tochter nach England gehen lassen, aber nie seinen Sohn in dieses Haus verheurathen wolle, und alle dringenden Vorstellungen dieser Fürstin gegen Seckendorff und Grumbkow waren vergeblich. Unterdeßen kam Hotham's Kurier zurück, und Seckendorff hatte Mittel gefunden, zu erfahren, was er mitbrachte. Noch ehe Hotham Audienz begehren und erhalten konnte, erzählte er dem König im Tobackskollegium, er habe Nachricht von London, daß die Statthalterschaft und die Heurath des Kronprinzen seine Richtigkeit habe, aber unter keiner andern Bedingung, als daß Grumbkow fortgeschickt werden müsse. Als ihn nun Friedrich Wilhelm um seine Gedanken fragte, antwortete er dreist, daß den König einst diese Heurath reuen könnte, weil eine englische Prinzessin seinen Hof mit Kavalen erfüllen würde, und weil er dadurch, daß er seinen Erstgeborenen nach Hannover schickte, seinem Schwager ei-



1730. nen Geißel für seine Abhängigkeit gäbe. Er fügte hinzu, die Forderung wegen Grumbkow sey der Anfang der Gesetze, die man von London aus vorschreiben wolle, da doch ein preußischer Kronprinz wohl eine englische Königstochter werth sey, und eine solche Braut nicht mit der Verabschiedung eines Ministers erkaufet werden sollte, der bloß wegen seiner Unbestechlichkeit dem König von Großbritannien ein Dorn im Auge sey. Diese Rede that ihre volle Wirkung

8 May. auf den König. Als ihm Hotham die Botschaft brachte, daß Ihre Britannischen Majestäten in alle sein Begehren willigten, aber fordersamst wünschten, daß Grumbkow entlassen werden möchte, überreichte er zugleich die aufgefundenen Briefe. Friedrich Wilhelm nahm sie mit entrüsteter Mine, warf sie Hotham'en vor die Füße, und sprach zu ihm, er nehme von niemand Gesetze an. Der König wußte im Zorne nie, was er that: er endigte diese kurze Audienz mit einer, vielleicht unwill-



untwillkürlichen, Bewegung des Fußes, 1230,  
die der englische Gesandte so deutete,  
als ob er ihn habe beleidigen wollen.  
Er war außer sich, und obgleich Fried-  
rich Wilhelm sein Unrecht einsah und  
ihm die ehrenvollsten Erklärungen ma-  
chen ließ, obgleich der Kronprinz sich  
dringend in der Sache verwendete, so  
beruhigte er sich doch nicht völlig, bis  
er seinen Rückruf erhielt \*).

Mit Hotham's Abreise schienen alle  
Heurathsprojecte zwischen den beyden  
Königshäusern verschwunden zu seyn.  
Aber der Kronprinz von Preußen  
hatte es anders vor. Seine Frau Mut-

P 2

ter

\*) Vgl. *Pöln. a. a. O.* p. 196 — 215.  
Aus Mangel hinlänglicher Nachrichten  
musste ich dießmal diesem, freylich nicht  
sehr zuverlässigen Schriftsteller großens-  
theils folgen. Doch konnte ich mir's  
um so eher erlauben, da verschiedene  
Fingerzeige und Data meiner, hier sehr  
lückenvollen Papiere genau zu seiner  
Erzählung passen.



\*736. ter hatte ihm ihre Liebe für's hannö-  
verische Haus mitgetheilt: er wünschte  
die doppelte Verehelichung um so sehn-  
licher, weil er hoffte, dadurch mehr  
Freiheit zu bekommen, und immer fürch-  
tete, daß ihm eine andere Gemahlin  
durch Seckendorff's Anstiften aufge-  
drungen werden könnte. Schon vor  
zwey Jahren hatte er an die Königin  
von England geschrieben, daß, es möchte  
auch gehen, wie es wolle, er keine an-  
dere, als ihre Tochter zur Frau neh-  
men würde. Durch den General von  
Diemar, heßischen Gesandten zu Lon-  
don, dem die Monarchin den Inhalt  
dieses Briefs vertraute, erfuhr ihn  
Seckendorff und gab dem König von  
Preußen davon Nachricht. Von dieser  
Zeit an wuchsen der Haß und die Miß-  
handlungen des Vaters gegen den  
Sohn täglich. Zu Anfang dieses Jahrs  
war eine neue Ursache der Unzufrieden-  
heit hinzugekommen. Der Kronprinz  
hatte hinter seinem Vater 7,000 Reichs-  
thaler Schulden gemacht, und eine so  
geringe,





geringe, aber in den Augen des Kö. 1730.  
nigs sehr große Summe zog ihm abermalige Beschimpfungen und Verdruß zu \*). Es scheint, daß damals Seckendorff selbst am König trieb, seines Sohnes Wünschen nachzugeben, und ihn reisen zu lassen, um theils der immer weiter gehenden Uneinigkeit etwas Einhalt zu thun, theils der Königin eine Stütze bey ihrer Widersetzlichkeit gegen Seckendorff's Heurathsplane zu entziehen. Friedrich Wilhelm zeigte sich anfangs nicht abgeneigt, den Kronprinzen in andere Länder zu schicken. Aber schnell änderte er seinen Entschluß wieder, und die Aussichten zu freyerer Existenz wurden immer trüber

P 3 für

\*) Unter andern erschien am 22sten Jan. d. J. ein sehr scharfes königliches Edict im Druck, worin bey Strafe der Karre, und nach Befinden Leib und Lebens verboten wurde, an Minderjährige „auch „selbst von der Königlichen oder Marggräflichen Familien „ Geld zu leihen.



1730. für den unglücklichen Prinzen. Endlich brachte ihn die mißliche Wendung, die die englische Heurathsangelegenheit nahm, zu dem verzweifelten Entschluß, sich der Zuchttruthe eines unerbittlichen Vaters durch die Flucht zu entziehen, weil ihm nun die Hoffnung vereitelt war, auf eine rechtmäßige Art aus seiner Gewalt zu kommen. Er vertraute sich dem Ritter Hotham, und dieser be- stärkte ihn in dem Vorhaben, indem er ihn versicherte, daß er am englischen Hof mit offenen Armen empfangen werden würde.
- Jun. Im sächsischen Musterungs- lager bey Zeithayn, wohin er den Kö- nig seinen Vater begleitete, machte Friedrich den ersten Versuch, zu ent- kommen. Er ließ den Kabinetminister des Königs von Polen, Grafen von Soym, durch den Lieutenant von Ratte, seinen Günstling, um Pässe und Pferde bitten. Soym widerrieth die Entwei- chung, sagte es seinem Herrn, und die- ser drang dem Prinzen das Versprechen ab, daß er seinen Vater wenigstens nicht



nicht während des Aufenthalts in Sachſen verlaſſen wollte. Bey dieſer Veranlaſſung klagte Friedrich über ſeinen Vater und über die ſchlechte Begegnung, die er von ihm erdulden mußte, noch mehr aber über Grumbkow und Szewendorff, die ihm alle Gelegenheit abſchnitten, ſich allein mit dem König zu beſprechen \*). Er bat den König von Polen inſtändigſt, ſich für ihn zu verwenden, damit er in fremde Länder geſchickt und nicht ferner mißhandelt würde. Wegen der Reiſen ſprach Auguſt mit dem König von Preußen, erhielt aber zur Antwort, ſobald es irgendwo Krieg gäbe, wolle er ſeinen

P 4

Sohn

\*) Hierin ſcheint er doch beyden Unrecht gethan zu haben, denn ſie hatten ihn ſchon öfters mit dem Vater ausgeſöhnt, und dann gab es ja der Gelegenheiten viele, wo ſie nicht um den König waren, und wo ſie alſo, wenn ſie auch wollten, die vertraute Unterredung nicht hätten hindern können.



1790. Sohn hinschicken. Wegen des andern Puncts hingegen rieth er ihm, sich selbst auf eine demüthige Art an seinen Vater zu wenden. Friedrich erwartete nun einen noch gelegenern Zeitpunkt, um sein Vorhaben auszuführen. Die Reise, die er diesen Sommer mit dem König in einige Provinzen des südwestlichen Deutschland's machte, war ihm dazu sehr erwünscht.

Der König von Preußen kam mit seinem Kronprinzen und einem kleinen Gefolg, worunter der General Bodenbruck, die Obristen Kräher, Derschau, Waldau und der Obristlieutenant Kochow die vornehmsten waren, nach  
15 Jul. Meuselwitz \*). Hier holte er den Gra-  
fen

\*) Meuselwitz ist ein nahrhaftes Städtchen zwischen Zeitz und Altenburg. Seit Ludwig von Seckendorff brachte dieses beträchtliche Rittergut an sich und baute das Schloß, welches sein Neffe, der Graf, ansehnlich erweiterte und verschönerte, wie uns folgende Inschrift



fen von Seckendorff ab, der ihn eben <sup>1730</sup> falls begleiten durfte und bey dem er sich einige Tage aufhielt. Es wurden <sup>19</sup> Jul. in Loburg, Pommersfelden, Erlangen <sup>20</sup> Jul. und Nürnberg Besuche abgestattet, und bey dem Markgrafen von Ansbach etwas <sup>22-30</sup> länger verweilt. <sup>Jul.</sup> In Ansbach glaubte Friedrich entfliehen zu können. Er bat seinen Schwager um ein gutes Pferd, unter dem Vorwand eines Spazierritts; aber der Markgraf schöpfte Verdacht, weil ihm der junge Prinz  
 ¶ 5                                    sein

schrift über dem Hauptthore lehrt:  
 Deo & Posteritati S. Haec aedificia A.  
 MDCLXXVII VITUS LVDOVICVS  
 Equ. Fr. fundavit, condidit, Post fata  
 unici ejusdem nominis Filii A. MDCXCV  
 ex Fratre Nepotum alter, ERNESTUS  
 LVDOVICVS L. B. conservavit, instauravit:  
 alter, FRIDERICVS HENRICVS S. R. I. C.  
 ornavit, amplificavit, absolvit A. MDCCXXIX  
 in perpetuum monumentum illustre & antiquissima  
 Gentis de SECKENDORFF. *Bellamintes*  
 A. A. D. C. 219, 220.



1736 sein Mißvergnügen über die väterliche Härte nicht verhehlt hatte. Er wich der Gewährung seiner Bitte aus, und setzte ihn in die Nothwendigkeit, sein Abentheuer noch weiter hinauszuschieben. Der Markgraf verrieth den Schwager nicht; aber Seckendorff hatte von Berlin die durch Kette's höchst unvorsichtigen Neben veranlaßte Nachricht bekommen, daß der Kronprinz vorhabe, sich zu entfernen. Er eröffnete es dem König, und von nun an wurde der Prinz von Waldau und Nochow, die mit ihrem Kopf für ihn haften sollten, schärfer beobachtet. Der weitere Weg der hohen Reisenden gieng über

30. Jul. 12  
 613  
 Aug. Detingen, Augsburg, Ludwigsburg, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, Bonn, Neuwied, Mors, Geldern, nach Wesel. Es ist bekannt, daß der Kronprinz in der Nähe dieser Stadt die Stunde der Erlösung erreicht zu haben glaubte, aber durch die Wachsamkeit und Geschwindigkeit seiner Aufseher wieder auf der Flucht eingeholt wurde.



wurde \*). Als er vor den König ge- 1730  
bracht wurde, vergaß sich dieser barbari-  
sche Vater so weit, daß er ihn mit dem  
Stock unter die Nase stieß und schänd-  
lich mißhandelte. Der Prinz brach  
aus Verzweiflung in die Worte aus:  
„Jamais visage de Brandebourg n'a souffert un affront pareil.“ Der Monarch  
zog den Degen, und der Kronerbe  
wurde bloß durch die edle Dreistigkeit  
des General Mosel's, Kommandanten  
von Wesel, gerettet, der dem König  
den Arm hielt und sich dazwischen warf.  
Nun wurde der fürstliche Arrestant un-  
ter der Aufsicht von acht Offizieren  
nach Mittenwalde gebracht. Hier muß- <sup>Ende</sup>  
ten ihn Grumbkow, Derschau, der <sup>August</sup>  
General-Auditeur Nylius und der  
Generalfiscal Gerber examiniren, be-  
famen

\*) Ich folge hier den meisten und besten  
Nachrichten, und nicht dem Freiherrn  
von Pöllnitz, der (a. a. O. p. 227—230)  
die Arretirung schon in Frankfurt ge-  
sehen läßt.



1730. kamen aber wenig Auskunft. Denn Friedrich zeigte in seinem Gefängnis eine über sein Unglück weit erhabene Standhaftigkeit und jene Heldenseele, die ihn auf dem Thron zur Bewunderung und zum Schrecken der Welt machte. Er wurde in die Citadelle von Küstrin gebracht, wo ein leeres Zimmer seine Wohnung, der Fußboden seine Liegerstatt, ein Gebetbuch seine Gesellschaft, und die Bibel sein Trost seyn sollte. Hier fragte ihn Grumbkow und die übrigen Kommissarien abermals aus; allein sein Stolz, sein Gleichmuth und seine Klugheit waren auch hier die nehmlichen. Der erbosteste, gefühllose Vater wollte das Blut seines Sohnes haben, um seine Rache zu fühlen. Er ließ ein Kriegsrecht, aus Generalen und Staatsoffizieren bestehend, versammeln. In diesem präsidirte er selbst und behauptete mit großer Heftigkeit, sein Sohn sey des Todes würdig, welcher Meinung auch mehrere beytraten. Aber die herzhaf-

ten,

Anfang  
Sept.

Ende  
Oct.





ten, freymüthigen Widersprüche ver- 1730  
schiedener würdiger Männer erschütter-  
ten den König und stimmten ihn zur  
Gelindigkeit um. Sie bewahrten die  
preußischen Annalen vor einem unaus-  
löschlichen Schandfleck, und erhielten  
unserm Jahrhundert eine seiner größ-  
ten Zierden. Doch ist es schwer zu ent-  
scheiden, ob Friedrich die Erhaltung  
seines Lebens mehr dem Ausdruck die-  
ses Kriegrechts, oder mehr einem  
rührenden Fürschreiben Karls des  
Sechsten und den Vorstellungen des  
kaiserlichen Gesandten zu verdanken  
hatte. Seckendorff mag freylich an-  
fangs auch zur Strenge gerathen ha-  
ben, damit ein für allemal der Prinz  
und seine Rathgeber von ähnlichen Ver-  
suchen abgeschreckt würden. Aber als  
er sahe, daß der König zu weit gieng,  
nahm er sich seiner an. Der Tod des  
Thronerben war nicht in seiner In-  
struction, und, ich darf es hoffen, auch  
nicht in seinen Wünschen. In dem ei-  
genhändigen Handschreiben des Kay-  
sers,



1730.  
2. Nov. fers, daß er überreichte, nimmt dieser Monarch „großen Antheil an demjenig-  
gen Verdruß, „der dem König durch  
„des Ehrh. Prinzens Aufführung bis  
„anhero veruhrfacht, „worden. Er  
zweifelt zwar keineswegs, „daß sehr  
„trifftige Ursachen seyn müssen, welche „  
den König „bewogen haben, mit sol-  
„cher Strenge gegen Ihn zu verfahr-  
„ren, „äußert aber dabey, daß er we-  
gen der, zwischen beyden Monarchen  
bestehenden Freundschaft nicht umhin  
könne, sein „Vorwordt — — dahin  
„einzulegen, damit, „der König „Gnade  
„vor Recht ergehen lasse u. s. w., \*).

Unge-

\*) So sehr Friedrich den Grafen von Seckendorff übrigens haßte, so wußte er doch, daß er ihm die Umstimmung des Königs zu Gunsten seiner hauptsächlich zu danken hatte. Denn als im Jahr 1735 der Fürst von Lichtenstein in der Absicht, sich bey ihm einzuschmeicheln, sagte, der Kayser wisse und mißbillige es sehr, daß Seckendorff in jenem

Ungeachtet dieser Begnadigung blieb 1734.  
 der Kronprinz ferner im Verhaft zu  
 Küstrin, wo einer der schmerzhaftesten  
 Auftritte seines Lebens ihm bevorstund.  
 Sein Freund Ratte war indeßen auch  
 gefänglich eingebracht, vom König grau-  
 sam behandelt und vom Generalauditeur  
 in des letztern Gegenwart ein paar  
 mal examinirt worden. Keith, der an-  
 dere Vertraute, war glücklicherweise  
 entkommen, da er bey Zeiten merkte,  
 daß man ihn festsetzen wollte. Ratte  
 gestund, von der vorgehabten Flucht  
 des Kronprinzen gewußt zu haben, ver-  
 rieth aber weder die Prinzessin Friede-  
 rike, die auch im Geheimnis war, noch  
 den

nem traurigen Zeitpunkt sich so weit  
 vergehen habe, den Vater wider den  
 Sohn zu erbittern, äußerte der Kron-  
 prinz gegen einen seiner Vertrauten,  
 diese Behauptung sey allzu gehässig und  
 es sey ihm nur zu gut bekannt, daß  
 Seckendorff und Grumbkow sich bey  
 jener Gelegenheit als sehr ehrliche Leute  
 in Rücksicht seiner betragen haben.



1730. den Hof, wohin der Prinz hatte gehen wollen. Er sollte gefoltert werden; aber Seckendorff, der sein Verwandter war, wandte noch diese Schmach von ihm ab. Katte's Vergehen wurde ebenfalls der Beurtheilung des Kriegsgerichts übergeben, welches für lebenslänglichen Festungsarrest stimmte. Diese Strafe kam dem blutdürstigen Monarchen viel zu gering vor: er mißbrauchte seine königliche Gewalt dahin, daß er den Spruch schärfte, indem er befahl, Katte'n zu enthaupten. Weder der Königin und ihres ganzen Hauses Verwendung, noch der Fußfall des Generalleutenants Katte und des Feldmarschalls Wartensleben, Vaters und Großvaters des Verurtheilten, noch des unglücklichen Jünglings eigene rührende Briefe waren im Stande, das Bluturtheil zu mildern. Es wurde auf eine Art zum Vollzug gebracht, die für Katt'en und seinen erhabenen Freund gleich empörend war. Katte wurde nach 6 Nov. Küstrin gebracht, und ihm unter den Fen.



Fenstern des Kronprinzen, den man <sup>1730.</sup> „  
zwang, das schreckliche Schauspiel an-  
zusehen, der Kopf abgeschlagen. Bald  
nach dieser Hinrichtung ward der Zu-  
stand des Prinzen erträglicher. Da  
der König erfuhr, daß er seinen Schritt  
bereue, und für die Zukunft Uende-  
rung in Sinnesart und Leben ver-  
spreche, gab er ihm die Erlaubnis, in  
der Stadt Küstrin ein Haus zu bezie-  
hen. Doch geschah dieß unter keiner  
andern Bedingung, als daß er sich  
fleißig auf das Finanz- und Domänen-  
wesen legen und zu diesem Ende den  
Sitzungen der Kammer und der Regie-  
rung beywohnen sollte. Vorher aber  
nahmen ihm die dazu abgeordneten <sup>1730.</sup>  
Kommissarien einen feyerlichen Eid ab,  
daß er gegen niemand von denen, die  
ihm, seiner Vermuthung nach, könnten  
entgegen gewesen seyn, Groll behalten  
oder ausüben, daß er gottesfürchtig  
leben, daß er seinem Vater gehorsam  
bleiben, nie eine Reise ohne seine Er-  
laubnis vornehmen, und nie eine an-



1790. dere Gemahlin, als aus der Hand des Königs, nehmen wolle. Seine völlige Freyheit erhielt er nicht eher wieder, als an der Hochzeit seiner geliebtesten ältern Schwester \*).

Diese vortrefliche Prinzessin war das Opfer ihrer zärtlichen Liebe zum Kronprinzen. Sie war die Vertraute seiner Flucht und seiner Heurathsgedanken, und mußte daher den ganzen Zorn des Vaters fühlen und das schwere Ungemach des Bruders theilen. Der König hatte sie, nach seiner

ner

\*) s. über diese ganze Begebenheit Papst's Leben Friedrichs II. Königs von Preussen, 1ste Hälfte S. 27—44. Nicolai's Anekdoten von Kön. Friedrich II. Heft III. S. 324—328. H. V. S. 59—74. H. VI. S. 174—196. Pöhlh. a. a. O. p. 232—255. Moser's patriot. Archiv B. III. S. 158—176. B. IV. S. 451—458. Was der Herr Ritter von Zimmermann in seinen Fragmenten über Friedrich den Großen B. I. Cap. 3.

von



ner Zurückkunft von Wesel, mit Füßen gestossen, wovon sie Zeitlebens eine Narbe auf der Brust behielt. Er hatte sie, unter fürchterlichen Drohungen von Lebensstrafe und ewiger Einsperrung, auf ihr Zimmer verwiesen, wo sie thränenvolle Tage und schlaflose Nächte in der Einsamkeit und in der Ungewißheit wegen des Schicksals ihres würdigen Bruders hinbrachte. Ungeachtet der Härte, womit sie der König behandelte, gieng er doch damit um, ihr einen Gemahl zu geben,

1730.

D 2 und

von der Ursache dieser Flucht, von der vermeintlichen Bestimmung des Kronprinzen für die Erzherzogin Maria Theresia und für die katholische Religion, von der Art, wie sich Seckendorff seiner annahm, wider Wahrscheinlichkeit und Wahrheit vorbringt, kann ich um so eher übergehen, da er in den Freymüthigen Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermanns Fragmente, Abth. I. S. 77 — 118. gründlich abgefertigt worden ist.



1730. und dieß sollte nun wieder der Prinz Friedrich von Wallis seyn. Er ließ deswegen von der Königin von England eine entscheidende Antwort begehren. Diese fiel dahin aus, daß sie und ihr Gemahl nicht von der doppelten Heurath abgiengen, außerdem aber ihren Sohn an jemand anders vermählen würden. Da nun Friedrich Wilhelm alle Hoffnung aufgab, die Prinzessin Friderike in's englische Haus zu verheurathen, ließ er ihr bedeuten, daß sie nun zwischen dem Markgrafen von Schwedt, dem Prinzen von Weisensfels und dem Erbprinzen von Bayreuth wählen müsse. Der letztere war bereits damals, als die Prinzessin Friderike mit den Prinzen von Weisensfels und von Schwedt so sehr ins Gedränge kam, von ihr und der Königin vorgeschlagen worden, weil ihnen dieses Bündnis ehrenvoller schien, als das mit den beyden andern, für die sie noch überdies persönliche Abneigung fühlten. Aus Furcht vor  
Lebens.



lebenslänglicher Gefangenschaft, und <sup>1730.</sup>  
 in der Hoffnung, das Loos ihres  
 rheuern Bruders zu mildern, entschied  
 sie sich für den Prinzen von Bay-  
 reuth, und erhielt die väterliche Gnade  
 wieder. Seckendorff eilte, dieses  
 Verlöbniß, das die englischen Heu-  
 rathspiane vernichtete, zum Vollzug  
 zu bringen. Der Markgraf von Bay-  
 reuth hatte vorhin durchaus nicht ein-  
 willigen wollen, daß sein Sohn eine  
 preußische Prinzessin zur Ehe nähme.  
 Aber seitdem er den König in Ans-  
 bach gesehen hatte, waren seine Ge-  
 sinnungen geändert, und der Erbprinz  
 kam nach Berlin, um sich mit der so <sup>1737.</sup>  
 lange gewünschten Braut zu verloben. <sup>3 Jun.</sup>  
 Der kaiserliche Gesandte konnte sich  
 Glück wünschen, daß er so eifrig dar-  
 an gewesen war: denn am Vorabend  
 des Verspruchs hatte ein Eilbote die  
 Einwilligung Ihrer Großbritannischen  
 Majestäten zur einfachen Heurath mit  
 dem Prinzen von Wallis, aber nun zu  
 spät, mitgebracht. Die priesterliche <sup>20 Nov.</sup>



1731. Einsegnung folgte ebenfalls kurz darauf, und an diesem festlichen Tage durfte auch Friedrich in die Arme seiner Eltern und Geschwister zurückkehren \*).

Seckendorff durfte nicht dabey stehen bleiben, dem Prinzen von Wallis die Prinzessin Friederike entrückt zu haben. Er arbeitete auch mit Ernst daran, den Kronprinzen von Preußen ebenfalls für immer in ein anderes Haus zu bringen. Damals kam der russische Oberstallmeister Graf Decemb. von Löwenwolde nach Berlin, um eine nähere Verbindung der zwey Kayserhöfe mit dem preußischen zu Stande zu bringen \*\*). Die Prinzessin Anna von Mecklenburg war, als Nichte und vermeintliche Thronfolgerin der Saarin, eine der wichtigsten Erb-

\*) Vgl. Pöllnitz a. a. O. p. 255 — 257. 260. 261.

\*\* ) s. den zweyten Abschnitt des folgenden Theils.



Erbtöchter von Europa. Mit ihrer Hand wurde zugleich die eine Waagschaale von Europa vergeben: es war also keineswegs gleichgültig, wem sie zu Theil wurde, und es gehörte ein Ministertalent wie Seckendorff's dazu, um die Genealogie und das Staatsinteresse seines Herrn so musterhaft zu vereinigen, wie er bey dieser Gelegenheit that. Es war die Rede davon, die Prinzessin Anna dem Kronprinzen zu geben, und dieser Herr sehnte sich auch nach ihrem Besiz, weil er die Wichtigkeit desselben einsah und wegen der englischen Braut nichts mehr hoffen durfte. Man hatte ihm die Statthalterschaft, oder vielmehr die Souveränität von Liefland, Esthland und Ingermanland, und mit der Zeit die russische Monarchie zugebacht, wögegen er aber sein Recht auf die Staaten seines Vaters zu Gunsten des nachgeborenen Bruders hätte aufgeben müssen. Verschiedenen preußischen Staatsmännern, die sich



273r. wegen der letzten Katastrophe vor dem  
 Kronprinzen zu fürchten Ursache hat-  
 ten, woforne er einst die Regierung  
 bekäme, war dieses Project sehr will-  
 kommen. Wahrscheinlich aber schreckte  
 Seckendorff den König damit, daß  
 er ihm die gewöhnliche Hinfälligkeit  
 aller Verzichtleistungen ans Herz leg-  
 te — oder noch mehr damit, daß er  
 ihm die Rache vorstellte, die sein  
 Sohn, einst Herr des ungeheuern be-  
 nachbarten Reichs, an ihm, oder sei-  
 nem zweiten Sohne für alle erlittene  
 Schmach und Zurücksetzung nehmen  
 würde. Er ließ alle die Schwierig-  
 keiten ahnden, die der Kayser gegen  
 die Umstoßung des Primogeniturrechts  
 in Ansehung der brandenburgischen Be-  
 sitzungen machen könne. Hingegen  
 ließ er für den geliebten Sohn Au-  
 gust Wilhelm dadurch Entschädigung  
 voraussehen, daß ihm der künftige  
 Besitz von Kurland durch die zwey  
 Kayserhöfe garantirt würde. Zugleich  
 zeigte er dem König, daß die Ver-  
 lobung



Lobung der russischen Thronfolgerin 1731.  
mit dem apanagirten Prinzen Anton Ulrich von Bevern nicht nur ganz unbedenklich für die preussischen Staaten, sondern sogar vortheilhaft sey, weil dieser Herr der Nefte seines Bundsgenossen, des Kayfers, sey. Zu noch mehr Vorthailen machte er dem König Hoffnung, wenn er seinen Sohn mit der Schwester dieses glücklichen Bräutigams und der Nichte des Kayfers, eine seiner Töchter aber mit dessen ältestem Bruder verehlichte.

Es wurde also abermals nicht die geringste Rücksicht auf Friedrich's Neigung genommen, sondern die Prinzessin von Mecklenburg dem braunschweigischen Prinzen, ihm aber die älteste Tochter Herzog Ferdinand Albrecht's von Bevern, Elisabeth Christine, bestimmt \*).

Q 5

fene

\*) Aus einem Briefe, den Friedrich um selbige Zeit an Grumblow schrieb  
sicht



8731. fene Prinzessin, das Muster weiblicher  
 Tugend, wurde das bedauernswürdige  
 Schlachtopfer gefühlloser Hofkabale.  
 Alle Einwendungen des Kronprinzen  
 wurden mit unbiegsamer Autorität ab-  
 gewiesen, und durch einen so barbari-  
 schen Zwang giengen für diesen, je-  
 der Glückseligkeit werthen Fürsten,  
 die

sieht man einen Theil seiner dießfalls-  
 igen Gesinnungen: „Pour ce que  
 „Vous mandés, ou plutôt Degenfeld,  
 „de la Princesse de Mecklenbourg, ne  
 „pourrois - je pas l'époufer? qu'elle  
 „vienné dans ce pays - cy sans plus  
 „penser, à la Russie; elle auroit une  
 „dot de deux ou trois millions de  
 „Roubles, et imaginés Vous, comme  
 „je vivray avec cela: je crois que  
 „ce feroit une chose, qui pourroit  
 „réussir. La Princesse est Lutherienne,  
 „peutêtre ne voudroit - elle pas devenir  
 „Greque — — Je ne trouve aucun  
 „de ces avantages auprès de cette Prin-  
 „cesse de Bevern, qui, à ce que beau-  
 „coup de gens, même de la cour du  
 „Duc



die Freuden des Ehestands auf immer 1732.  
verloren. Es ist merkwürdig, daß  
die abgepreßte Ringwechslung, wo-  
durch ein unauslöschlicher Haß wider <sup>10März.</sup>  
das Haus Oesterreich (gerade das  
Gegentheil von dem, was man be-  
zweckte) in Friedrich's Seele gebracht  
wurde, in Gegenwart des Herzogs von  
Lothringen geschah \*).

Doch

„Duc disent, n'est point du tout belle,  
„parlant peu et faisant la fachée. La  
„bonne Imperatrice a aussi peu elle-  
„même, que les femmes, qu'elle don-  
„neroit à sa niece, seroient fort mo-  
„diques etc. „

\*) Kurz nachher (am 19ten April) war  
Seckendorff in Wolfenbüttel, wo er  
mit dem regierenden Herzog Ludwig  
Rudolph eine Unterredung wegen Aus-  
stattung seiner Enkelin hatte. Der  
alte Herr klagte gegen ihn, daß er seit  
einiger Zeit so viele Ausgaben, sonder-  
lich wegen abzutragender Schulden ge-  
habt, westwegen er nicht im Stande  
sey, das Beylager der Prinzessin von  
Bevern



1732. Doch was das sonderbarste war, so arbeitete nun plötzlich Seckendorff selbst daran, sein eigenes Werk wieder zu zerstören. Auf das Geheiß seines Hofes hatte er die Heurath gestiftet; auf Befehl eben dieses Hofes sollte er sie wieder zu trennen suchen.

Da

Beyern mit dem Kronprinzen, nebst Abtragung des Heurathsguths, ohne seine Beschwehrde zu halten. Er eröffnete dem Grafen, das in dem braunschweigischen Haus gewöhnliche Heurathsguth sey zwar nur 26,000 Gulden; nachdem aber der König von Preußen den Heurathsbrief sowohl vor seiner Gemahlin, als seiner Mutter nach Braunschweig mittheilen lassen, wovon die erste 60,000 und die andere 36,000 Gulden eingebracht, so wolle er ebenfalls letztere Summe zur Mitgift versprechen, in Hoffnung, daß der Kaiser die, über die hergebrachte Summe erforderlichen 10,000 Gulden darzulegen geruhen werde.





Da man in England die unüberwindliche Abneigung Friedrich's gegen seine Braut wußte, so schmeichelte man sich, diese Partie sowohl, als das mit dem Erbprinzen von Bevern eingegangene Verlöbniß, das gar nicht nach dem Geschmack des londner Kabinets war, wieder rückgängig zu machen. Der neue Plan war der: der Kronprinz von Preußen und die Prinzessin Amalie, der Prinz von Wallis und die Prinzessin Philippine Charlotte, der Prinz von Bevern und eine Prinzessin von England, der Herzog von Cumberland und eine beverische Prinzessin von einem für ihn schicklichen Alter. England wollte dafür dem König von Preußen die Gewährung von Jülich und Berg bewilligen, und bat den Kaiser um seine Mitwirkung. Dieser Monarch hatte, seit den zwey wiener Tractaten und der von Großbritan



1732. britannien geleisteten Gewährschaft der pragmatischen Sanction, alle Ursache, gefällig gegen diese Krone zu seyn. Er befahl seinem Gesandten, den König von Preußen zur Zurücknehmung seines und seines Kronprinzen Worts zu vermögen, und Grumbkow, der von England aus dazu aufgemuntert war, gab sich deshalb auch viele Mühe. Aber Friedrich Wilhelm war unerschütterlich gegen die dringendsten Vorstellungen beyder. Seine Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit gestattete ihm nicht, ein feyerliches Eheverlöbniß umzustößen, und so wurden die beyden Unglücklichen durch eine fruchtlose Trauung, an die wenigstens der Bräutigam sich nie kehrte, zu Salzdahlen zusammen gebracht, worauf bald auch die Hochzeit der dritten preußischen Tochter, Philippine Charlotte mit dem Erb-

1733.  
10 Jun.



Erprinzen Karl von Bavern 1733.  
folgte \*).

So sehr vorhin der Kayser und 1734.  
sein Gesandter sich Mühe gegeben  
hatten, die Feindschaft zwischen  
England und Preußen zu unter-  
halten, so sehr bestrebten sie sich nun-  
mehr, das gute Vernehmen wieder  
zurückzurufen, damit besonders Frank-  
reich diese Spaltung zwischen zwey  
so ansehnlichen Kurfürstenhäusern  
nicht zum Nachtheile Deutschland's  
und der österreichischen Monarchie be-  
nutzen könne. Aber die Erbitterung  
hatte schon zu tiefe Wurzeln geschla-  
gen, und durch die zweyfache, ver-  
geblich abzuändern gesuchte Heurath  
mit dem bayerischen Hause hatte sie  
noch weiter um sich gegriffen. Es  
war

\*) Vgl. Pölln. a. a. O. p. 285 — 287.



1734. war viel schwerer, das Feuer wieder zu löschen, als es anzuzünden. Die mecklenburgische Kommissionsache, die unaufhörlichen Werbbeschwerden gaben immer mehr Brennstoff her. Und doch war es bey dem Kriege gegen den mächtigen, unternehmenden Reichsfeind nun mehr, als jemals nöthig, die Eintracht unter den Ständen herzustellen und zu befestigen. Seckendorff und Kinsky mußten desfalls jeder an dem Hof, wo er angestellt war, ihr äußerstes thun, und dabey auch darauf sehen, damit die beyden Monarchen ihre Streitigkeiten nicht für sich ohne Einfluß des wiener Hofes, beylegten. Denn des Kaisers Interesse erforderte es, die Ausöhnung nach seinem Sinne zu lenken, besonders auch deswegen, damit sie nicht zu noch größerer Verwirrung von Europa, oder zur Unterdrückung schwächer.



schwächerer Mitstände ausfallen möchte. 1734.

Diese Aufgabe war um so schwerer, da sowohl Brandenburg, als Hannover den Kayser der Parteylichkeit beschuldigte. Friedrich Wilhelm glaubte hauptsächlich darin eine Vorliebe für Großbritannien zu erblicken, daß man auf dessen tractatenmäßigen Beystand gegen Frankreich nicht mit mehr Nachdruck bestund, da doch er sein Hülfscorps hatte stellen müssen. Georg hingegen bildete sich ein, daß es dem Kayser kein rechter Ernst mit Hintertreibung der heberischen Heurathen gewesen sey, und daß sträfliche Nachsicht des Reichsoberhaupt's die Excesse der preußischen Truppen begünstigt habe. Beyde aber waren mit dem Benehmen dieses Monarchen in der mecklenburgischen Sache unzufrieden. Wenn also auch vom Kayser und seinen Gesandten Ausöhnungsvorschläge  
N                    geschä-

1734. geschahen, so wurden sie abgelehnt, oder abgewiesen; und wenn zuweilen von einem, oder dem andern Theile ein Schritt zur Näherung gemacht wurde, so wurde er vor Oesterreich, wenigstens von Seiten England's, geheim gehalten. Es wurde um jene Zeit von Horatius Walpole und dem preussischen Residenten Luissius an einer neuen Blutsvereinigung gearbeitet. Der englische Thronerbe sollte die Prinzessin Ulrike von Preußen, und der Prinz August Wilhelm eine Tochter des Königs von Großbritannien heurathen. Seckendorff bekam davon Nachricht, und redete dem König von Preußen zu, seine Einwilligung zu geben. Vielleicht wäre auch dieses doppelte Band, und dadurch die Herstellung der Freundschaft zu Stande gekommen, wo nicht Georg als eine Nebenbedingung hätte festsetzen



setzen wollen, daß Brandenburg ihm <sup>1734.</sup>  
seine Anwartschaft auf Ostfriesland  
abtreten müsse, wogegen er bey dem näch-  
sten Friedensschluß des Königs von  
Preußen Interesse als wie das sei-  
nige zu beherzigen und zu unterstützen  
sich anheischig machte. Diese Zu-  
muthung brachte den König so sehr  
auf, daß seine Abneigung sich noch  
vergrößerte und alle Hoffnung zur Aus-  
söhnung verlohren schien.

Doch die große Krankheit, die er <sup>1734.</sup>  
auszustehen hatte, und die ihn dem  
Tode sehr nahe brachte, machte ihn  
empfänglicher für die Eindrücke der  
Versöhnlichkeit. Als die Königin ih-  
ren Gemahl so gefährlich danieder lie-  
gen sah, glaubte sie, daß nun der  
Zeitpunct gekommen sey, ihm und ih-  
rem Bruder verträglichere Gesinnun-  
gen bezubringen. Sie irrte sich nicht:



- 17<sup>tes</sup>. nicht nur bekam der englische Resident Gurdikens Befehl von seinem Hof, dessen aufrichtiges Verlaßten zu betheuern, die ehemalige Freundschaft und Zutrauen wieder aufzurichten, sondern ihr selbst wurde erlaubt, der Schwägerin zu schreiben, daß Friedrich Wilhelm zur Ausöhnung mit dem König von Großbritannien geneigt
- 16 Jan. sey, und Grumbkow mußte das nehmliche an Gurdikens versichern. Da bey ließ es der König von Preußen nicht bewenden: er gab noch einen deutlichern Beweis, daß es ihm Ernst
- 19 Jan. sey. Grumbkow erhielt von ihm ein äußerst merkwürdiges offensibles Schreiben, worin er die christliche Zusicherung gab, daß er „allen den tort, „chagrin und blame, so der König „von Engelland ihm bisher gemacht „und an andern Höfen machen lassen, demselben von ganzen Herzen „ver-





„vergeben und verzeihen hätte, und <sup>1735,</sup>  
„nichts mehr wünschte, als mit des  
„Königs Person in guter redlicher  
„Freundschaft zu leben, und eine be-  
„ständige Harmonie zu cultiviren; — —  
„woferne man aber fortführe, ihm  
„es wider zu nahe zu legen — —  
„so wüßte er, wie Unser Herr Gott  
„nicht haben wolle, daß man sich  
„den Fuß auff den Hals treten ließe,  
„und könnte und wollte er solches  
„Unrecht nicht leyden — — „Was  
„die Staats: Faxen oder Intriguen  
„anlangt, „ fügte er hinzu, „ da  
„könnte er nicht anders entriren, oder  
„er müßte sein Interesse und Con-  
„venience Klahr dabey finden. „ Lei-  
„der wurden diese Aeußerungen von  
Georg dem Zweyten nicht so erwie-  
dert, wie man es in Berlin erwar-  
tete. Gyndikens mußte zwar erklä-<sup>Mitte</sup>  
ren, daß sein König mit Vergnügen <sup>May.</sup>



1735. die Achtung, Freundschaft und Zuneigung seines Schwagers vernommen habe, und immer bereit sey, diese Gefinnungen zu erwiedern. Aber der stolze Britte wollte keinen weitem Schritt thun, weil er auf der einen Seite glaubte, es gebühre sich, daß der König von Preußen ihm noch mehr entgegen komme und die für ihn so nützliche Freundschaft thätiger suche, auf der andern aber fürchtete, diese Krone wolle ebenfalls Theil an der Friedensvermittlung zwischen dem Kayser und seinen Feinden nehmen, welches England nicht gelegen war. Grumbkow und Diemar, an den der jüngere Seckendorff dießfalls schrieb, konnten es nicht einmal dahin bringen, daß der englische Resident dem König zur Genesung hätte Glück wünschen dürfen, oder daß Georg seine Ankunft zu Hannover notificirt hätte.

Ein



Ein so frostiges; unhöfliches Betragen grämte den König von Preußen außerordentlich, und erbitterte ihn so sehr, daß er in seinen Tischreden wieder aufs gröbste gegen seinen Schwager loszog. Da er leicht von einem Extrem zum andern übergieng, so wurde er sogar eifersüchtig über die Musterungen der hannöverschen Truppen, die damals gehalten wurden, und schickte in der Stille zwey Offiziere hin, um Erkundigung darüber einzuziehen. 1735.  
Zun.

Schwerlich hätte England sein verachtendes Stillschweigen gebrochen, wenn nicht die Reise, die der Herr von Chavigny, französischer Minister am londner Hofe, nach Berlin that, jene Krone aufmerksam gemacht hätte \*). Man besorgte großbritannischer

N 4                      Seite,

\*) Mehr von Chavigny's Sendung s. im zweyten Abschnitt des letzten Theils.



1735. Seitß, daß Frankreich von Friedrich Wilhelm's Haß gegen Hannover und Unzufriedenheit mit Oesterreich Nutzen ziehen, und diesen Fürsten in einer unglücklichen Schäferstunde überreden möchte, sich ganz in seine Arme zu werfen. Um dieß zu verhindern, Ende  
 3ul. mußte Robinson, der englische Gesandte zu Wien, den Kayser nicht nur vor Chavigny's Abschickung warnen, sondern auch erklären, daß sein Herr zufrieden sey, wenn dem König von Preußen im Vertrauen zu wissen gethan würde, daß Kinsky den englischen Monarchen sehr willig zur Versöhnung und zur Anhörung der preußischen Vorschläge gefunden habe. Nun er, 10 Aug. hielt Demeradt (die beyden Seckenzdorffe sowohl, als Grumbkow waren durch Lichtenstein in dieser Sache verdächtig gemacht worden) den Auftrag, mit verdoppeltem Eifer an der Her.



Herstellung des Einverständniſſes zwiſchen den zwey Schwägern, etwa auch durch Beförderung der Heurath zwiſchen dem Prinzen von Wallis und der fünften preußiſchen Prinzefin, zu arbeiten, und allenfalls auch den Fürſten von Deſſau dazu zu gebrauchen. Der Kaiſer wollte ſich jedes Auskunftsmittel gefallen laſſen, wenn es nur für ihn unſchädlich, für ſein Obergerichtamt unanſtößig, und für eines Dritten Gerechtfame unabbrüchig wäre. Aber, die Unfähigkeit des neuen Negotiators ungerechnet, ſo war der gute Zeitpunkt vorüber. Denn Friedrich Wilhelm war außer Lebensgefahr und ſeiner chriſtlichen Gelübde nicht mehr eingedenk. Chavigny's Einflüſterungen hatten ihn vielmehr noch heftiger gegen England aufgebracht, weil ihm dieſer Miniſter ſagte, daß bloß auf dieſer Krone Anſtifter

1735. die ruffischen Truppen nach Deutschland gerufen worden feyen, damit man dem König wegen mehrern Beyftands kein gutes Wort zu geben brauche, und ihn eben fo wie Bayern damit demüthigen und im Zaume halten könne. Es zerschlugen fich also alle Unterhandlungen, der Prinz von Wallis ehelichte die Prinzefin von Gotha, und der kaiserliche Hof befummerte fich, sobald der Friede mit Frankreich gefchloffen war, nicht weiter darum, ob Preußen oder England fich verföhnten.

1736. Friedrich Wilhelm war mit den meiften feiner Tochtermänner fo ziemlich zufrieden, und fie wieder mit ihm. Aber mit dem Markgrafen von Ansbach konnte er nicht auskommen. Die fchöne Behandlung, welche diefer Fürft feiner Gemahlin

an:



anthat, die großen Summen, welche <sup>1736.</sup> er auf Soldaten, Liebchaften, Pferde und Falken wendete, die Undultsamkeit, welche er gegen die Beeinträchtigungen der preußischen Werbofficiere zeigte, machten ihn seinem Schwiegervater im höchsten Grade verhaßt. Der König wollte alle Verbindung mit dem Markgrafen aufheben, was gegen ihm Seckendorff häufige Vorstellungen machte. Er schrieb dem König: „Wann der Herr Sohn sich <sup>7 Aug.</sup> in etwas vergangen, können es Ew. Majestät dennoch denen beyden Prinzen, wovon Sie Großvatter sind, nicht entgelten lassen.“ Er reiste eigends nach Triesdorf, um Frieden <sup>Mitte August</sup> zwischen den zwey Eheleuten zu stiften, und stattete dem König <sup>ei. 24 Aug.</sup> einen günstigen Bericht von der Demuth und dem Gehorsam seiner Tochter gegen ihren Gemahl, und von der  
”passab.



1736. "passablen Deconomie" des letztern ab. Aber der Erfolg seiner Bemühungen und seiner Verwendungen war nicht von langem Bestand. Denn es kamen neue unangenehme Nachrichten von den Buhlschaften des Markgrafen, und von der Art, wie er sich gegen seine Gattin und gegen preußische Offiziere betrug, nach Berlin, worüber der König so böß war, daß er in die härtesten Worte über seinen Tochtermann, besonders über dessen Unenthaltbarkeit, ausbrach. Als Grumbkow, auf des Freyherrn von Seckendorff Zureden, ihn besänftigen wollte, sagte er unter andern zu ihm: „Der Markgraf führe sich auf „die allergrößte Weise gegen ihn und „seine Officiers auf, und bilde sich „ein, daß er ein Louis XIV. wäre, „der mit ihm, König, al pari gehen, „und ihm auf Anheßen des Bischofs „von





„ von Bamberg Troß bieten könnte, 1736.  
„ mit einem solchen Menschen möchte  
„ und könnte er nichts zu thun ha-  
„ ben; hingegen sollte die Markgräfin  
„ nach Berlin kommen, so sollte sie  
„ erfahren, daß er ihr als ein rech-  
„ ter Vater bezeugen wollte. „ Grumb-  
kow nahm sich des Markgrafen an;  
er stellte dem König vor, daß die  
preußischen Offiziere durch ihre un-  
verantwortliche Aufführung selbst an  
den harten Maasregeln gegen sie  
Schuld seyen, und daß, wenn man  
die Markgräfin ohne ihren Gemahl  
nach Berlin kommen ließe, dieser sie  
vielleicht gar nicht wieder annehmen  
dürfte. Er brachte es so weit, daß  
Friedrich Wilhelm endlich versprach,  
er sey bereit, wenn Grumbkow sich  
darein mischen wolle, sich mit seinem  
Schwiegersohn auszusöhnen, und ihm  
in Zukunft eben so liebeich zu be-  
gegnen,

1736. gegnen, wie er gegen seinen lieben Karl von Wolfenbüttel sich bewiese, welcher alles von ihm bekommen könnte, was er nur wolle, und dem er nur immer sagen mußte: "Karl, Du forderst nicht genug von mir." Ich muß, von hier an, den Vorhang über diese Sache fallen lassen, theils weil ich nicht genug davon weiß, theils weil sie nicht weiter in die Geschichte meines Helden gehört.

---



